

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Z59 1804

Aus dem Inhalt:

Kirchliches Hirtenamt und Parteipolitik — Das Minderheitenproblem in Israel — Profan-Architektur heute — Brief aus Hamburg

7. Jahrgang — Heft 7 — Preis 10 Pfg.

August 1957

Verlagsort Frankfurt a. M.

Was hilft's?

„Daß in dem Maße, in welchem die Arbeiter der Faust ihren proletarischen Charakter verloren haben, die Arbeiter der Stirn von ihm bedroht werden, sei nur am Rande vermerkt.“
Helmuth Plessner

Wer es unternimmt, die Universität zu untersuchen, indem er ihre Idee mit ihrer Wirklichkeit konfrontiert, der muß damit rechnen, daß seine Methode dem gleichen Verfahren unterworfen wird. Helmuth Plessner hat sich jedenfalls in den entscheidenden Aspekten seiner theoretischen Darlegungen selbst nicht ernst genommen, wenn er im Vorwort zu den „Untersuchungen zur Lage der Deutschen Hochschullehrer“ schreibt: „Ihre (der Universität) Idee lebt, auch wenn sie zur Ideologie geworden ist, ... denn die Situationen von Wissenschaft und Hochschule ... ist offen und würde sich selber mißverstehen, wollte sie sogar (!) auf ihre Fiktionen als regulative Prinzipien der Freiheit verzichten.“

Dieses apologetische Sowohl — Als-auch durchzieht als roter Faden die theoretischen und empirischen Daten der Untersuchung — in dem, was sie sagt wie in dem, was sie ungesagt läßt. Der konstituierende Aspekt der Universität, den Professor Plessner und seine Mitarbeiter beleuchten wollten, die Hochschullehrerschaft, ist nicht zuletzt eine Interessengruppe oder ein Konglomerat von Interessengruppen (oft im Widerstreit), das als solches etwas unterbelichtet bleibt.

Mit einer Freiheit, die der Fiktionen als regulativer Prinzipien bedarf, ist es nicht weit her. Anders gesagt: kann wahre Freiheit zu ihrem Funktionieren der Fiktionen bedürfen? Hätte man der Freiheit nicht einen besseren Dienst erwiesen, wenn man den Fiktionen radikal zu Leibe gegangen wäre?

Da sind zunächst die „Arbeiter der Stirn und der Faust“, unseligen Angedenkens. Falls mit ihrem „proletarischen Charakter“ Marx als Zeuge bemüht werden soll, so ist am

Rande nur zu vermerken, daß in seinem Sinne die Arbeiter Proletarier bleiben, solange die Produktionsmittel in Privat-hand sind. Sollte, dessen ungeachtet, ihr Bewußtsein immer kleinbürgerlicher werden, so werden sie allerdings in dieser und nur in dieser Hinsicht der Hochschullehrerschaft immer ähnlicher.

Wenn nun die Hochschullehrer auch in ihrer gesellschaftlichen Herkunft zunehmend Abstand vom Großbürgertum gewinnen, so schlägt sich dies in ihren Auffassungen und gesellschaftlichen Beziehungen sicher prägnanter nieder, als es die Untersuchung zeigt. Mit steigender Entfernung von den ökonomischen und wissenschaftlichen Produktionsmitteln — schon Max Weber bezeichnete die modernen Kliniken und Forschungsinstitute als „staatskapitalistische Großbetriebe“ — wächst auch die Neigung zur interessenpolitischen Koalition, und man geht wohl nicht fehl, wenn man etwa die Existenz des Hochschulverbandes oder gar die ganze Plessnersche Studie in dieser Form solchen Tendenzen zurechnet.

Deshalb ist wohl auch die Befürchtung „vieler Kollegen“ ganz unbegründet, daß eine Untersuchung wie die vorliegende, die mächtigen „Neigungen bei Staat und Industrie“ verstärken könnte, „kommerzialisierenden und sozialisierenden Tendenzen den Weg auch in die letzte Zitadelle korporativer Geschlossenheit zu bahnen“, indem sie „die tatsächliche Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit (der Universität) dadurch, daß sie sie bis ins Detail bewußt machen, unwillkürlich verschärfen und den Prozeß des Fiktivwerdens der Idee beschleunigen werden.“

So genau ist das Detail jedoch nicht gelungen — und wem würde es gar bewußt!

Die „vielen Kollegen“ rannten also offene Türen ein, wenn sie argumentierten: „Der derzeitige ungeordnete, in man-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Guter Start zur Hochschulreform

Zwei Ereignisse dieser Tage werden in der Geschichte der deutschen Hochschulen nach 1945 dauernd verzeichnet bleiben. Diese beiden Ereignisse, der Beginn der Studentenförderung nach dem Honnefer Modell und der definitive Trennungsstrich, den die Darmstädter Technische Hochschule zwischen sich und den mensurfechtenden Korporationen gezogen hat, können als neue Beispiele für den, seit der Göttinger Schlüteraffäre nicht mehr übersehbaren politischen Mut der deutschen Hochschulen gelten, mit Nachdruck und Stetigkeit ihr ethisches, politisches und soziales Mandat im Staat wahrzunehmen.

Die Initiative der Darmstädter Hochschule, mit den schlagenden studentischen Verbänden reinen Tisch zu machen — vielen Anzeichen nach eine Tat, die die Sympathie und die Zustimmung vieler Senatsmitglieder anderer deutscher Hochschulen hat — beweist, daß man sich mit Würde Relikten aus der Zeit von vorgestern entledigen kann.

Viele Beobachter der Entwicklung der studentischen Vereinigung an den Universitäten sind sich seit langem darin einig, daß der Beschluß der Tübinger Rektorenkonferenz von 1948, schlagenden Verbindungen die Lizenz zu verweigern, nicht geeignet ist, das Problem zu lösen. Dieser Beschluß drängte die Hochschulen in eine polizistische Rolle. Zwar haben die Senate und die Rektoren seit Bestehen der neuen deutschen Universität formal eine bedeutende Anstaltsgewalt. Aber die Zeit hat diese Anstaltsgewalt, besonders die disziplinäre, mehr und mehr zu einer formaljuristischen, in vielen Fällen nicht mehr praktizierbaren Einrichtung werden lassen.

Die pädagogische Seite des Beschlusses der Rektoren von 1948 ist evident. Und das ist seine eigentliche Schwäche. So konnte er der juristischen Problematik der Lizenzvergabe nicht genügen. Die schlagenden Verbindungen haben die

Mensurartikel aus ihren Satzungen gestrichen, huldigten aber weiter ihrem blutigen Brauch, gemäß ihrer ungeschriebenen Gesetze, gemäß der Tradition, auf deren Einhaltung die Alten Herren mit Argusaugen wachten und noch immer wachen. Man erfuhr von der Existenz geheimer Paukböden in abgelegenen Gasthäusern. Es ist ein ziemlich offenes Geheimnis. Da Rektoren nicht zugemutet werden kann, wie Geheimpolizisten oder Kaffeeshnüffler aus der Zeit des Alten Fritz, diese Kampfstätten aufzusuchen, um die Kommilitonen in flagranti zu ertappen, kann das Verpassen von Blessuren noch immer ungestraft geschehen.

Zwar kann man das Mensuren schlagen an sich als Grenzfall zulässiger Spielerei verharmlosen. Oft genug hat man das gehört. Solange jedoch diese Verbindungen ihren Habitus und ihre Riten zum verbindlichen und einzig vollwertigen Ausdruck akademischen Standesbewußtseins erklären, solange bleibt jede geschlagene Mensur eine Verhöhnung der heutigen Hochschule und der großen Mehrheit der Studenten.

Eingedenk der großen liberalen Tradition, den Studenten jede, vor Recht und guter Sitte noch vertretbare Freiheit bei der Gestaltung ihrer Gemeinschaften zuzugestehen, haben die deutschen Hochschulen die Minorität der Schlagenden immer wieder zu Einsicht, Redlichkeit und Vernunft ermahnt. Diese haben diesen Langmut als Zeichen der Schwäche gewertet.

Der Senat der Darmstädter Hochschule hat in seinem Beschluß nur die längst geläufige Tatsache juristisch formuliert, daß die schlagenden Verbindungen, die einstmals für sich beanspruchten, allein die Universität zu repräsentieren, sich schon lange des Anspruchs begeben haben, qualitative geistige Repräsentanten des heutigen deutschen Universitätslebens zu sein.

Oscar Strobel



Der Kulturpalast in Warschau
Ein Geschenk der Sowjet-Union, das die Warschauer ästhetisch nicht bewältigen können (auf Seite 10 berichten wir über eine Reise eines Redaktionsmitgliedes nach Polen).

Ersatzwelt

Die Welt der Menschen wird künstlich. Was uns zumal die chemischen Laboratorien, beflügelt durch den Rohstoffmangel zweier Kriege, an Hartfasern, Brotaufstrich oder synthetischen Stoffen beschert haben, bezeichnet indessen nur die grob materielle Komponente eines Prozesses, der tiefer greift. Die Surrogate wachsen auch in spirituellen Bezirken. Nicht die eigene Einsicht, sondern die Produkte der Massenmedien bestimmen weithin das Bewußtsein der Menschen. Die Kenntnis aus zweiter Hand nimmt zu, Welterfahrung vermittelt heute die hurtig montierte Wochenschau, und nicht die Reise selbst, sondern die daheim vorgeführten Farbaufnahmen sind oft das eigentliche Ferienerlebnis. George Orwell und besonders Aldous Huxley haben das Bild einer zukünftigen Welt entworfen, die vollends von Surrogaten beherrscht wird. Einer zukünftigen Welt? Orwell und Huxley sind unter uns: im Frankfurter Bethmann-Park wurden kürzlich Lautsprecher installiert, die Gartenbaurezepte und — Vogelgezwitscher übertragen.

Doch je künstlicher der Ersatz, desto größere Bemühung erheischt er, sich mit ihm zu identifizieren. Nicht nur Natur, eigene Erfahrung und persönliches Erlebnis, auch ihre Surrogate sind zuweilen unerreichbar fern. Sie potenzieren sich selber; das Surrogat muß surrogiert werden, will man ihm näherkommen. Auf der Leinwand demonstrieren uns die Stars, wie wir auszusehen und was wir zu tun haben. Sie nachzuahmen, scheitert indessen an der Künstlichkeit ihrer Erscheinung; was als Vorbild vor uns hingestellt wird, entzieht die synthetische Welt des Films zugleich unserem Zugriff, und mit Autogrammen müssen wir uns zufriedengeben. Um trotzdem ein Äußerstes an Identifizierungsmöglichkeit und an Geschäft mit ihr zu erreichen, ist eine Pariserin auf den Einfall gekommen, die Filmstars um abgelegte Kleidungsstücke anzugehen. Ihr Lumpenhandel blüht, die Kinogänger zahlen horrenden Preise. Wenn uns schon eine böse eingerichtete Welt daran hindert, es den Surrogaten der Filmleinwand nachzutun und die Welt nach ihrem Vorbild umzuschaffen, dann wollen wir wenigstens den Ersatz zu ersetzen versuchen, indem wir im Nachthemd von Brigitte Bardot schlafen.
Untermerkmal
C.-Ch. K.

3452
Stadt u. Universitäts-
bibliothek
104
5

Man sagt in Bonn...

Der Abschied, den der zweite deutsche Bundestag nahm, war kein erhebendes Schauspiel. Das Plenum verabschiedete sich gewissermaßen selbst. Dem Bundestagspräsidenten blieb nur noch die Aufgabe, die Beschlußunfähigkeit des Hauses festzustellen und das Rennen aufzugeben.

Eigentlich hatte das Hohe Haus sich schon mit der unglücklichen Atomdebatte das Urteil gesprochen. Ein wenig erhebendes Schauspiel! Davon überrascht wurde jedoch kaum ein Bundesbürger, denn der Wahlkampf hatte schon heftig eingesetzt und bereits kaum mehr zu überbietende Pointen geliefert. Nur unverbesserliche Optimisten konnten in Anbetracht dieses Umstandes noch mit einer Gesetzesverabschiedung rechnen, die der Stimmen der beiden großen Parteien bedurfte.

Mit welchen Methoden und unsachlicher Schärfe dieser Wahlkampf in den kommenden acht Wochen geführt werden wird, davon gibt auch die Weigerung der sozialdemokratischen Ministerpräsidenten, sich mit dem Bundeskanzler an einen Tisch zu setzen, beredten Vorgeschmack. Der Kanzler hat den Untergang Deutschlands in Aussicht gestellt, wenn die Mehrheit der Wähler Ollenhauer ihre Stimme geben wird. Die SPD hat daraufhin den Kanzler mit Hitler verglichen, ihm unterstellt, er wolle eine Ein-Mann-Regierung im Nürnberger Geist einrichten. Nun, einen zweiundachtzigjährigen Diktator kann man sich nicht recht vorstellen, ebensowenig den Untergang Deutschlands unter der Kanzlerschaft Ollenhauers. In diesem Zusammenhang kann man sich höchstens fragen, wie denn die beiden großen Parteien nach den Wahlen, wie sie auch ausgehen mögen, wieder in ein verträglicheres Verhältnis zueinander kommen können. Fast sieht es so aus, als ob der dritte deutsche Bundestag sich Monate damit zu beschäftigen habe, ein Arbeitsklima zwischen den Fraktionen wieder herzustellen. Solange wird allerdings die wichtige Gesetzesarbeit zu kurz kommen, zum Schaden des Volkes.

Im übrigen steht auch die Außenpolitik schon eindeutig unter dem Zeichen der herannahenden Wahlen. Zwei Ereignisse der letzten Tage bestätigen dies ausdrücklich: Ein Sprecher des Auswärtigen Amtes erklärte, die Bundesregierung beabsichtige vorläufig nicht, normale diplomatische Beziehungen zu Israel aufzunehmen. Diese Erklärung ist nicht nur unverständlich, sondern wirkt auch befremdend. Normaler diplomatischer Kontakt zwischen Deutschland und

Israel ist längst fällig, denn schon seit Jahren bestehen enge Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten. Zudem hat es in der deutschen Öffentlichkeit in jüngster Zeit keine nennenswerten Vorbehalte gegen eine Normalisierung der deutsch-israelischen Beziehungen mehr gegeben. Selbst den traditionell araberfreundlichen Kreisen der deutschen Wirtschaftspolitik dürfte es jetzt schwerfallen, dagegen zu opponieren, nachdem der Prozeß des Exportkaufmanns Hertslet still zu den Akten gewandert ist.

Die Weigerung der Bundesregierung, die deutsch-israelischen Beziehungen zu normalisieren, ist unter diesen Umständen allenfalls als Rücksichtnahme auf obskure Wählerkreise zu werten. Besonders kritische Beobachter könnten hier eine indirekte Bestätigung einer antisemitischen Strömung in der Bundesrepublik sehen.

Was Israel zum jetzigen Zeitpunkt verweigert wird, ein politisches Gespräch zur Normalisierung der Beziehungen, wird im selben Augenblick der Sowjetunion gewährt. Eine Delegation des Auswärtigen Amtes wird in wenigen Tagen nach Moskau reisen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Wahl des Zeitpunktes der Abreise auch von der Rücksicht auf die Wähler bestimmt wurde. Sicherlich wird es nun den Sozialdemokraten schwer gemacht, zu behaupten, Adenauer wünsche keine guten Beziehungen zu dem Osten und wünsche eo ipso die deutsche Wiedervereinigung nicht.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Der Beschluß des Auswärtigen Amtes, die Ostverhandlungen gerade jetzt beginnen zu lassen, bekräftigt aber die Vermutung, daß Regierungskreise glauben, ein Teil potentieller CDU-Wähler gedenke ihr Votum für die Partei von erfolgversprechenden Ostverhandlungen abhängig zu machen.

Die so verschiedenartige Behandlung des Israel- und des Ostproblems, Anzeichen einer politischen Methodik, die jedes Risiko vermeiden will, ist Beweis dafür, daß es derzeit in Bonn mit dem außenpolitischen Mut der leitenden Politiker nicht viel auf sich hat.

...und in Deutschlands Hauptstadt

Sechs Stunden war ich draußen und soeben bin ich, noch ganz „knülle“, an meinen Schreibtisch zurückgekehrt, um zu berichten von der zweifellos bedeutendsten Ausstellung, die Berlin seit dem Kriege veranstaltet hat: der Interbau 1957. Ich habe so ziemlich keine Mühe gescheut, bin mit der kreisenden Riesengondel über das Hansaviertel hinweggeschwebt und mit der Tunnelbahn drunterweggefahren, bin auf Hochhäuser gestiegen, habe Pavillons besichtigt, Prospekte betrachtet, Baumodelle, neue Möbel, kirchliche Kunst, habe die Stadt von heute gesehen und die Pläne der Stadt von morgen — und weiß nun: das ist in sechs Stunden nicht zu schaffen. Auch in zwei Tagen nicht. Man wird um Urlaub einkommen müssen, weil man mindestens eine Woche braucht.

Wer über diese Ausstellung berichten will, muß zu Beginn gehörig um Verzeihung bitten. Man kann schlechthin keinen umfassenden Bericht geben und muß sich auf Impressionen beschränken. In jenem schwergetroffenen Viertel, in dem bei Kriegsende noch ganze 21 bewohnbare Häuser standen, ist tatsächlich eine völlig neue Stadt entstanden. Was noch vor kurzem als „Hansakietz“ in einigem Verrufe stand und Schuttbladestelle, Revier verwilderter Katzen und Ruinenschungel spielender Kinder war, ist heute eine pikkefeine, schnuddelig-herausgeputzte Gegend, und die rund 4000 Menschen, die dort einziehen werden, können einen darauf nehmen, daß sie von vielen beneidet werden.

Ich ließ mir sagen: der Plan bestimmte, daß die Grünfläche das fünfeinhalbfache des bebauten Grundes betragen müsse. Man hat sich daran gehalten. 800 Bäume, 15 000 Sträucher und 20 000 Stauden, dazu viele tausend Quadratmeter Grasnarbe wurden im neuen Hansaviertel gepflanzt. Dies ist eine der zahlreichen positiven Besonderheiten, die man sofort spürt, wenn man das Gelände betritt: nicht nur die Architekten, auch die Gartenbauer waren frei von den lästigen Einschränkungen, an denen der Neuaufbau so vieler unserer Städte gescheitert ist.

Ich sah die einzelnen Häuser. Vom eingeschossigen Einfamilienhaus bis zum vielgeschossigen Wolkenkratzer findet sich hier alles. Ein Mittelding sind die eineinhalb- bzw. zwei-stöckigen Wohnungstypen innerhalb eines Hochhauses, die dem Bewohner die Illusion vermitteln, in einem eigenen Haus zu wohnen. In der Publikumswertung liegen auf den vordersten Plätzen: der achtgeschossige Zeilenbau des finnischen Architekten Alvar Aalto, der tatsächlich wohl schönste Bau des Viertels; ferner das Wohnhaus, das Gropius gebaut hat und das des brasilianischen Architekten Niemeyer. Keine Frage auch, daß einiges schon jetzt als mißglückt bezeichnet

werden kann. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, daß diese Bauten gewissermaßen das Lehrgeld darstellen, das bezahlt werden mußte für die Stadt von morgen.

Ich sah die Wohnungen, einzelne jedenfalls. Sie haben sämtlich Fernheizung, Warmwasser, Telefonanschluß, Müllschlucker, die Küchen Einbauschränke usw. Daneben hat jedes Haus seine eigenen Besonderheiten: Clubräume, Fußbodenheizungen, eigene Kinderspielzimmer, mechanische Waschanlagen usw. Erstaunlich ist, daß all dieser Komfort innerhalb der Bedingungen des sozialen Wohnungsbaues ermöglicht werden konnte. Denn grundsätzlich bestand für alle Bauten die Vorschrift (und nur in ganz wenigen Fällen hat man geringfügige Überschreitungen erlaubt), daß wie im sozialen Wohnungsbau ein Kubikmeter umbauten Raumes 60,— bis 105,— DM kosten dürfe. Denn das war und ist ja der Sinn dieser Ausstellung: sie soll keine leere Demonstration sein, sondern praktische Anregungen und Impulse geben für den sozialen Wohnungsbau von heute.

Siebenzig Millionen Mark hat man insgesamt ausgegeben, siebenzig Millionen Mark für ein Experiment. Denn ein Wagnis war es. Der Berliner Bausenator Schwedler hat kürzlich in kleinerem Kreise von den unendlichen Schwierigkeiten und der Skepsis berichtet, die ihn noch bis vor kurzem beherrscht habe. Wieviel Nerven, List und Überredungskunst aufgebracht werden mußten um beispielsweise diesen oder jenen der rund fünfzig Architekten (Schwedler sagte: „Architektenprimadonnen“) davon zu überzeugen, daß irgendeine vorgeschlagene Farbe nicht mit der des Nachbarhauses korrespondiere, daß der Weg vor dem Hause anders verlaufen müsse, da er sich sonst nicht mit dem Wegstück des Nachbargrundstückes treffe usw. Es war nicht leicht. Aber wer heute das Gelände besichtigt, erkennt, daß es gelungen ist, die vielen Einzelansichten zu einem imponierenden Gesamteindruck zu koordinieren.

Positiv gingen auch andere Experimente aus. Ich selbst wohne beispielsweise in einem Neubau, dessen Geräuschempfindlichkeit mir — dies insbesondere bei der phonstarken Schlagerliebe meiner Nachbarn — beträchtlich auf die Nerven geht. Das sollte, nehmen unsere Architekten die Anregungen der Interbau 57 ernst, nicht mehr vorkommen dürfen. Gropius beispielsweise hat Fahrstühle und Müllschlucker so angebracht, daß sie nicht mehr zu hören sind und hat darüber hinaus ein besonderes schallschluckendes Verfahren verwendet, das es gestattet, in der Nebenwohnung eine Kreissäge auf vollen Touren laufen zu lassen, ohne daß man sich im geringsten „geräuschbelästigt“ fühlt. Derartige Ex-

Was hilft's?

(Fortsetzung von Seite 1)

cher Beziehung unerfreuliche Zustand der Universität und besonders ihrer Nachwuchslage ist tragbar, weil er zugleich einen gewissen Schutz (?) für die Wissenschaft darstellt und das geringste Übel unter den denkbaren Formen ist.“ Denn (Plessner): „Was hilft's? Die Kräfte der gesellschaftlichen Umgestaltung lassen sich nur beherrschen, wenn man ihnen dient.“

Unter den vier Hauptgefahren, die Plessner für die Idee der Universität heute sieht, fehlt dann auch die eine, daß die Universität vielleicht an ihrer „Autonomie“ sterben wird, an ihrer Unfähigkeit, die notwendigen Veränderungen „autonom“ vorzunehmen, weil solchen Veränderungen nicht zuletzt das Eigeninteresse und die Institutsinteressen vieler Ordinarien entgegenstehen, d. h. die akademische Selbstverwaltung in ihrer jetzigen Gestalt! Schließlich sollte man sich aus dem Jahre 1933 des Umstandes erinnern, daß es noch keiner Universität gelungen ist, besser zu sein, als die Gesellschaft, die sie nährt.

Stattdessen wird das Problem wieder an die Peripherie abgeschoben und der Fetisch vom gefährdeten Nachwuchs an seine Stelle gesetzt. Ihm gilt der überwiegende Anteil des empirischen Bemühens der Studie — wie auch dem Geldmangel, der ihn so ausschließlich gefährdet.

In diesem Punkt sind die Autoren dann auch wesentlich lauter, wenn schon nicht mutiger: „... um so größer ist unsere Pflicht, die Menschen, die aus reinen Impulsen, aus Freude am geistigen Spiel, am Rätsel, aus Liebe am Unbekannten zur Wissenschaft kommen und bei ihr bleiben wollen, es nicht mit „idealistischen“ Zumutungen entgelten zu lassen und ihre Opferfreudigkeit zu strapazieren.“

Kein Wunder, wenn da der „Nachwuchs“ ganz undialektisch applaudiert und vor Begeisterung beim Rezensieren Plessners Anführungszeichen an der akademischen „Laufbahn“ vergißt und sie dafür seiner akademischen „Marktanalyse“ aufsetzt. So streng sind hier die Bräuche!

Werner Wilkening

Gesamtdeutscher Evangelischer Studententag

Vom 30. Juli bis 3. August ds. Js. findet in Stuttgart der 4. Deutsche Evangelische Studententag statt, der 2000 Studenten aus beiden Teilen Deutschlands und eine Anzahl ausländischer Gäste zusammenführen wird. „Die Vollkommenheit Gottes im Zeitalter der Perfektion“ ist das Gesamtthema, das in Vorträgen und Arbeitsgruppen entfaltet werden soll.

Die weit gefaßte Gesamtthematik erhält ihren konkreten Bezug auf die gegenwärtige Problematik in 4 Unterthemen:

1. „Das Ideal als Versuchung“ — Prof. D. Dr. H. Thielicke DD, Hamburg.
2. „Die Organisation der Arbeit — Schicksal der Gesellschaft“ — Dr. Klaus Bismarck, Villigst.
3. „Politische Gestaltung als Provisorium“ — Dr. Heinz Zahrt, Hamburg.
4. „Die Verwandlung der Gemeinschaft durch die Entdeckung des Mitmenschen“ — Prof. D. Dr. Gloege, Jena.

Eine Taufe

In den letzten Tagen des Sommersemesters hatte die Akaflieg unserer Universität zum Flugplatz Egelsbach bei Frankfurt geladen. Es galt dem bisher stolzesten Tag dieser Gemeinschaft einen würdigen Rahmen zu geben; zwei neue Segelflugzeuge wurden ihrer Bestimmung übergeben.

Es handelt sich um den zweiseitigen „Dozent“ (Typ Rhönlérche II) und „Kandidat“ (L-Spatz), ein einsitziges Leistungsflugzeug. Die Taufe wurde von Prof. Kunz und dem persönlichen Referenten des hessischen Kultusministers Dr. K e t n e r, mittels flüssiger Luft vorgenommen. Ein Modellflugzeug (Gewinner der Deutschen Meisterschaft) überbrachte während der Feierstunde Offenbacher Glückwünsche aus der Luft. Nach den Feierlichkeiten wurden die anwesenden „Honoratioren“ zu Probeflügen eingeladen. Man sah unter anderem auch Herrn Dr. Scheller (Geschäftsführer der Vereinigung von Freunden und Förderern) ehernen Gesichts den motorlosen Weg in die Lüfte nehmen.

Mit dieser Taufe sind drei Flugzeuge (auch die guterhaltene „Magnifenz“, Typ Mü BE stand zu Probeflügen zur Verfügung) im Besitz der Akaflieg, die ungefähr 50 Studenten als Mitglieder hat.

perimente die Hülle und Fülle. Wer mehr darüber wissen will —

Wer mehr darüber wissen will, sollte nach Berlin kommen und sich selbst umsehen. Die Ausstellungsleitung erwartet bis zum 29. September, dem Tage, an dem die Veranstaltung endet, rund zehn Millionen Besucher. Schon heute hört man auf dem Gelände des Hansaviertels alle Mundarten, ich selbst begegnete heute vormittag Jugoslawen, Chinesen, Mexikanern, Franzosen, Engländern, Amerikanern und Nordafrikanern. Über der Interbau 1957 steht der Satz: Baustelle, betreten bitte erwünscht!

Die Interbau 1957 enthält ein Versprechen, das wir alle gerne entgegennehmen wollen: der Mensch von morgen wird nicht in düstere Wohnviertel eingezwängt sein. Er wird freier, schöner und d. h. menschenwürdiger wohnen. Ganz gewiß aus diesem Grunde auch taten Ostberliner Stellen die Ausstellung mit der dialektischen Stänkerei ab, sie diene nur dazu, das furchtbare Elend der Arbeiterschaft in West-Berlin vergessen zu machen.

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Klaus M. Ellrodt, Sebastian Herkommer, Norbert Piltzing, Hanns Schreiner.
Chefredakteur: Werner Schaffernicht.
Redaktion: Horst Enders, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Cert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon: 55 62 61.
Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a, Tel. 55 11 78.
Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

Wahldämmerung

Wenn jetzt zur Bundestagswahl die CDU ihr christliches Banner mit Macht schwingt und die SPD einige religiöse Wimpel in gleicher Richtung flattern läßt, so kann mit dieser Christianisierung — wie das Hamburger Sonntagsblatt resignierend feststellt — nicht auf eine Christianisierung der Fahnenträger geschlossen werden. Ob der bloße Appell wirksam sein wird, die schlechte Koppelung von Politik und Religion aufzuheben, mag bei der berufsmäßigen Hemdsärmeligkeit der Wahlmanager zweifelhaft sein. Nur sollte man ihnen sowohl im Interesse der Politik wie der Religion, wenn sie deren Bezogenheit auf die Spitze treiben, ruhig einmal dorthin folgen. Das Ergebnis ist überraschend.

Zu diesem Zweck bitten wir, sich mit William L. Laurence („Dämmerung über Punkt Null“, Paul-List-Verlag München) zur Marianengruppe im Pazifik auf die winzige Insel Tinian zu begeben und dies zu hören: „Allmächtiger Vater, der Du die Gebete jener erhörst, die Dich lieben, wir bitten Dich, denen beizustehen, die sich in die Höhen Deines Himmels wagen und den Kampf bis zu unseren Feinden vortragen. Behüte und schütze sie, wir bitten Dich, wenn sie ihre befohlenen Einsätze fliegen. Mögen sie, so wie wir, von Deiner Kraft und Deiner Macht wissen, und mögen sie mit Deiner Hilfe diesen Krieg zu einem schnellen Ende bringen. Wir bitten Dich, daß das Ende dieses Krieges nun bald kommt und daß wir wieder einmal Frieden auf Erden haben. Mögen die Männer, die in dieser Nacht den Flug unternehmen, sicher in Deiner Hut sein, und mögen sie unversehrt zu uns zurückkehren. Wir werden im Vertrauen auf Dich weiter unseren Weg gehen; denn wir wissen, daß wir jetzt und für alle Ewigkeit unter Deinem Schutz stehen. Amen.“ Sprach nach Laurence ein lutherischer Feldgeistlicher „im Gebet, in dem er für die Atombomberbesatzung göttlichen Beistand erflehte. Am Morgen des 6. August 1945, um 02.45 Uhr, starteten die drei Superfestungen auf den nebeneinanderliegenden Betonbahnen. Auf der mittleren Piste rollte die ‚Enola Gay‘ mit der Last der Atombombe im Bauch schwerfällig an“. Der Rest ist bekannt.

Diese Übereinstimmung von Politik und Religion sollte jedem Wahlmanager vor seiner Alternative „Religion oder Chaos“ mitgeteilt werden. Zusammen mit 2. Mose 20. Kapitel, Vers 7: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.“ Um uns nicht falsch zu verstehen, wir werfen uns jetzt nicht gegenüber dem Feldgeistlichen in die Brust, auch wenn manchen unser Beispiel als Ausfall gegen die Religion überhaupt erscheinen mag. Wir weisen nur darauf hin, wozu es kommt, wenn die Worte — subjektiv vielleicht in bester Absicht gesprochen — zur Phrase werden. Davor gilt es gerade jetzt auch die christliche Religion zu bewahren, deren Intentionen wir nicht verkennen. Indem wir sie jedoch am eigenen Anspruch messen, werden wir ihr vielleicht gerechter als die Fahnenchwinger, die überallhin marschieren.

Caesar

Schiefe Waage

Nicht gemeint ist mit der Waage das Sternbild oder siebente Tierkreiszeichen, mißbraucht für astrologische Ratgebereien; auch nicht als Symbol der blinden Justitia, und erst recht nicht das gewöhnliche Instrument, mit dessen Hilfe das Gewicht von Körpern festgestellt werden kann. Gemeint ist: „Die Waage, Gemeinschaft zur Förderung des Sozialen Ausgleichs e. V.“ mit dem Sitz in Köln, die in allen möglichen Zeitungen, Zeitschriften und Illustrierten des Bundesgebietes mit ihren „ergetzlichen“ Geschichtchen von Fritz und Otto („Menschen wie wir alle“) die Erfolge der Erhard'schen Sozialen Marktwirtschaft lobpreist. Die beiden Arbeitskollegen Fritz und Otto fristen ihr schwarz-weißes Dasein auf Grund einer großzügigen „Rente“ der nicht unbedeutenden Herren Reemtsma (Zigaretten, Waschmittel), Greiss (Vorsitzender der Vereinigung katholischer Arbeitgeber) und Jacobi (Direktor der Firma Bayer-Leverkusen).

Nun erfuhrt die bislang obligatorische Darstellung der Waage-Reklame (Bild-Text-Kombination) eine Variante: in einer Familien-Wochenzeitschrift begegneten wir den beiden Menschen in der kindlichen Form der „Comic stripes“. Außerdem wird eine Frau in die Waag(e)-Schale geworfen: Ottos Ehegespons (in der Folge „Otilie“ geheißt). In einer Serie von acht Bildern läuft das Geschehen vor dem Betrachter ab:

Otilie wundert sich zunächst, daß sich Fritz „schon wieder 'nen neuen Anzug“ leisten konnte. Die Stimme aus Ottos Eßzimmer kontert: „Wieso? Du weißt doch, daß er in den letzten Jahren genau so gut verdient hat wie ich.“ Otiliens Neugier wird geweckt: „Erzähl 'mal, was hat er denn dafür bezahlt?“ fragt sie Otto, der beim Einkauf dabei war. Dieser tönt zurück: „Danach frage ihn mal lieber selber.“ Jetzt muß Otilie natürlich an einen iustum pretium („gerechten Preis“) denken, da sie auf Bild Nr. 6 zu sagen hat, sie habe ihre elektrische Kaffeemühle (!) vom „Nadelgeld (?)“ im letzten Jahr erspart.“ Hier ist bereits erkennbar, daß das wundersame Ehepaar Otto N. natürlich ins Kino geschickt wird. An der Kasse der „Gloria-Lichtspiele“ gesteht Otilie, sie verstehe zwar nichts von Wirtschaftsverordnungen, aber wir seien mit der freien Konkurrenz der letzten Jahre besser gefahren als früher. (A propos „besser gefahren“: Otto mit Ehefrau kamen per Tram zum Kino.) Der marktpolitische Ehegatten-Dialog findet erst im Zuschauerraum sein Ende, nachdem es bereits dunkel um sie herum geworden ist und die flimmernde Leinwand ein Pferde-Derby produziert. Otto haucht: „Nebenbei — so oft konnten wir uns früher auch keinen Kinoabend leisten. Dabei habe ich nie gefaulenzt.“ „Psst, es geht los! Erinnere mich vor der Wahl noch 'mal an Erhard's Soziale Marktwirtschaft.“

Wir wissen, daß man heutzutage für alles und in jeder nur denkbaren Form Reklame machen kann (Geld ist steuerlich absetzbar). Wir wissen auch, daß in den USA das Leben Christi bereits als Comic book erschienen ist; und wir erleben heute den Versuch, wie eine Regierungspolitik durch comic stripes populär gemacht werden soll. Ist jenes von Grund auf verwerflich, so muß dieses für den Bundesbürger gerade recht sein. Quo vadis, Germania?

Postscriptum: Aber das sollte eigentlich gar nicht erzählt werden. Vielmehr: wenn Sie in dieser Woche die Filmstudio-Aufführung des Streifens „La p... respecteuse“ besuchen, erinnern Sie sich bitte an die Wahl zum Frankfurter Studentenparlament!

K. U. Nath

Metternich und die Kühe

Wie auch immer die Wahl ausgehen mag und gleichgültig ob die CDU dazu bereit ist oder nicht, wir — die FDP — wollen genau wie 49 und 53 eine „bürgerliche“ Regierung bilden. So oder entsprechend abgewandelt zur SPD scheint sich Hartmut Schiedermaier eine Erklärung vorzustellen, die die FDP zu geben habe. Warum fordert der Verfasser nicht ebensolche Erklärungen von CDU und SPD? Etwa: Wir

wollen nach dem 15. September eine große Koalition bilden oder wenn wir eine absolute Mehrheit erreichen, werden wir allein regieren usw.

Derartige kann von keiner Partei verlangt werden. Nicht nur deswegen, weil sich eine durch Erklärungen festgelegte Partei in eine sehr schwache Position bei den Koalitionsverhandlungen manövrieren würde, sondern weil der Wahlausgang sogar bei nur drei Parteien eine zu große Mannigfaltigkeit von Kombinationsmöglichkeiten herbeiführt. Ein Wähler, der das nicht begreift, muß nicht gleich „den Kühen auf der Weide“ zugerechnet werden, er scheint allerdings auch nicht den Rang eines Metternich zu haben, wohl aber ist er mit den Spielregeln der parlamentarischen Demokratie nicht recht vertraut.

Übrigens hat Reinhold Maier, der Vorsitzende der FDP, eine nicht unwichtige Festlegung über künftige Koalitionsbildung dennoch gegeben: die FDP wird nicht mit einer Partei koalieren, die die absolute Mehrheit im Bundestag erlangt hat.

Zu verwerfen wäre es jedoch, wenn eine Partei behauptete, sich erst nach der Wahl an Hand ihres Programmes bei den Koalitionsverhandlungen entscheiden zu wollen, in Wirklichkeit aber der Bundesvorstand oder der Apparat dieser Partei auf eine bestimmte Koalition hinarbeitet.

Von den Parteien ist jedoch zu verlangen, daß sie ihre Ziele so klar wie nur möglich zu erkennen geben, z. B.: SPD: will sie sozialisieren? CDU: würde sie geschlossen gegen eine von der SPD beantragte Sozialisierung stimmen? FDP: welche Wege gedenkt sie in der Außenpolitik einzuschlagen?

Ulrich Keitel

Die Ehe der Juliette

„Eine herrliche Paarung: die formenstarke Brigitte Bardot und der deutsche Filmrecke Curd Jürgens“, tönte es zum Film „Und immer lockt das Weib“. Werden am Ende der Glosse „Ersatzwelt“ (Seite 1) die Lustquanten eines der abgelegten Nachthemden von Brigitte für den möglichen Käufer erwogen, so stellen wir hier die gleiche Untersuchung für die Ehe der Bardot an, die sie als Juliette in dem genannten Film schließt.

Drei Männer umkreisen das immer lockende Weib. Der melierte Barbesitzer und Unternehmer Eric (Curd J.), der brutale Schürzenjäger Antoine und sein schüchterner Bruder Michel. Auf etwas undurchsichtige Weise spielt der verschmähte Unternehmer Eric seinen Nebenbuhler Antoine gegen dessen läppischen Bruder Michel aus, der als reiner Tor erscheint und das Vollweib mit Glockenklang heiratet. Antoine arbeitet in der Ferne. Der Barbesitzer sieht seinen Weizen blühen und prophezeit der Juliette, daß sie bald nach mehr verlange, während sie heuchelt, mit den Küssen ihres Ehemannes (?) zufrieden zu sein. Da kehrt Antoine zurück. Unter einem Dach wohnt er nun mit seiner Schwägerin, die nach mehr verlangt. Folgerichtig bricht der Vulkan aus, als ihr Mann für einen Tag verreist und sie als Ehefrau nach einigen Seelenkrämpfen und einem Bootsbrand zum Teil ihren Schwager verführt, zum Teil von diesem verführt wird. Dieser schimpft sie vor seinem Bruder Hure und wird dafür von diesem verprügelt. Ende: Juliette will verzweifelt ihren lieben Michel mittels Bauchtanz noch mehr von sich abschrecken. Dies gelingt fast. Heroisch wirft sich Eric, der Barbesitzer, in den Pistolenschuß, den der verwirrte Michel auf Juliette abgibt, und rettet so mit seinem Blut die Ehe. Feierliche Musik. Vorhang. Kein Klischee fehlt.

Und das Parkett klatscht Beifall. Gespenstisch ratifiziert es die Realität, die der Film ihm noch einmal präsentiert. Es glaubt den Unfug zu feiern, der sich doch täglich bei ihm selbst abspielt. Die Ehe ist der lustlose Bezirk, in dem die erfüllte Liebe keinen Platz hat. Michel, der Ehemann, erscheint trotz oder wegen des Idealismus als Trottel. Die „Ehe“ des Films ist das Zerrbild der Liebe, das Spiegelbild der elenden Realität. Applaudite!

Horst Helmut Kaiser



Eine Frage?

Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

Kirchliches Hirtenamt und Parteipolitik

Neue Erkenntnisse über das Verhältnis des (kath.) kirchlichen Hirtenamtes und der Parteipolitik vermittelte uns kürzlich eine bekannte westdeutsche Wochenzeitung.

Ihr Kommentar, der überschrieben war: „Klare Entscheidung“, befaßte sich mit den Äußerungen des Bischofs Dr. Michael Keller vor katholischen Arbeitern. Bischof Dr. Keller habe, so berichtete die Zeitung, die Frage, „ob ein gläubiger katholischer Arbeiter es vor seinem Gewissen verantworten könnte, sozialdemokratisch zu wählen, mit einem klaren Nein beantwortet“.

„Mancher Katholik könne in einen ernsten Gewissenskonflikt kommen, wenn er einige, auch vor dem katholischen Gewissen vertretbare Teilziele der SPD bejahen möchte, die Rücksicht auf die Grundhaltung und ständige Praxis der Partei in wichtigen Weltanschauungsfragen es ihm aber unmöglich mache, sich ihr anzuschließen oder sie durch seine Wahlstimme zu unterstützen.“ „Denn dies sei unstatthaft, solange die Gesamtbestrebungen der SPD in wesentlichen Dingen der katholischen Gewissensüberzeugung widersprechen und die Partei sich nicht ‚wenigstens praktisch‘ auf den ‚Boden des Naturrechts‘ stelle.“ „Damit“, so schließt der Kommentar, „sind Versuche, das Verhältnis zwischen gläubigen Katholiken und dem Partei-Sozialismus zu verunklären, um der SPD Stimmen zuzuführen, durch die unmißverständliche Weisung des kirchlichen Hirtenamtes erledigt.“

Durch unmißverständliche Weisung des kirchlichen Hirtenamtes erledigt! Wir wenden uns gegen die Äußerungen des Bischofs Dr. Keller, wir wenden uns aber insbesondere gegen den Versuch eines großen Blattes, diese Äußerung nun zu einer für alle katholischen Christen verbindlichen Grundsatzentscheidung zu machen! Denn wir können nicht einsehen, warum es katholischen Christen — vom Naturrecht her — durch die Kirche verwehrt sein sollte, eine demokratische Partei frei zu wählen. Wir sind nicht der Ansicht, daß die Existenz einer sogenannten „christlichen“ Partei den gläubigen Christen von den Schwierigkeiten der Wahl entbindet und ihn auf die seinem Glauben entsprechende „Weltanschauungspartei“ festlegt. Der Artikel 38 des Grundgesetzes spricht von der „allgemeinen, unmittelbaren, freien, gleichen und geheimen Wahl“ unseres Parlamentes. Empfindlich registrieren wir — nach bitteren Erfahrungen — jeden Versuch, diese uns garantierte Freiheit der persönlichen Wahlentscheidung einzuschränken. Daher unsere ständige Ablehnung der sogenannten „freien gesamtdeutschen Wahlen“ östlichen Stils. Wir sind stolz auf eine Staatsverfassung, in der es niemandem gestattet ist, den einzelnen in seiner freien Wahlentscheidung unter Druck zu setzen.

Algeriens geliehene Existenz

Im November 1954 brach in Algerien eine offene Rebellion gegen Frankreich aus. Seitdem ist dieses nordafrikanische Gebiet Schwerpunkt der französischen Außenpolitik und zugleich die empfindliche Stelle der schwer geprüften Nation. Der kürzliche Regierungswechsel in Paris sowie die eben von der Nationalversammlung angenommenen neuen Steuermaßnahmen des Ministerpräsidenten Bourges-Maunoury und die Erhöhung des Benzinpreises um etwa 10 frs. pro Liter unterstreichen dies recht deutlich. Es geht um nichts weniger — so heißt es — als um das Wohl der Muselmänner, des französischen Volkes, um Europa und seine eurafrikanischen Möglichkeiten und vielleicht nicht zuletzt um das Gleichgewicht zwischen West und Ost.

Dem Außenstehenden drängt sich die Frage auf, warum jede Regierung in Paris, gleich welcher Zusammensetzung, an einer Politik festhalten muß, die täglich Terror und Gegenterror zu registrieren hat. Mit der „présence française“ in Algerien hat sich ein Phänomen gebildet, das früher weder die Phönizier, noch die Karthager und Römer, ebenso wenig wie die Türken und später die auf Piratenjagd gehenden Engländer, Holländer und Spanier mitgebracht hatten: die politische und zivilisatorische Rechtfertigungsidee einer landesfremden Macht nach Vollzug der Eroberung. Der militärischen Beherrschung folgte der zivile Aufbau, d. h. der politische Aufbau, wobei eine Vorbereitung der Autonomie von vornherein ausgeschlossen wurde. Verwaltungstechnisch ist Algerien ans Mutterland angeschlossen worden: an der Spitze der Départements steht der Präfekt, der von einem „Conseil général“ assistiert wird. An die Stelle des früheren „Gouverneur général“ ist der Minister für Algerien getreten, augenblicklich Lacoste, ein kompromißloser, harter Vertreter der französischen Position. Die inneren Angelegenheiten werden in der „Assemblée algérienne“ beraten, in der die Einheimischen und die französischen Siedler paritätisch mit je 60 Mitgliedern vertreten sind (wegen der Rebellion am 12. 4. 1956 aufgelöst bis auf weiteres). Dieses Verhältnis entspricht nicht den tatsächlichen Zahlenverhältnissen der Bevölkerung, da die Franzosen lediglich 10% der Einwohner ausmachen. Laut Statut sitzen 30 Algerier in der Nationalversammlung, 14 im Rat der Republik und 18 im Rat der Union Française. Auch sie rekrutieren sich zur Hälfte aus Franzosen und Algeriern.

Wenn die französische Regierung Algerien als Stück des Mutterlandes nicht aufgeben will, dann geschieht dies nicht nur wegen des rubinroten Mascara und der Datteln, der reichen

Wir kennen keine „Einheitslisten“ und wir wenden uns mit Recht gegen Formulierungen im Osten unseres Landes, die etwa lauten mögen: „Ein wahrer Bürger unseres friedensliebenden, sozialistischen Staatswesens wählt keinen Angehörigen einer ‚reaktionären, kapitalistischen, nicht friedensliebenden‘ Partei“ . . . Abgesehen von der Verfassungswirklichkeit in der DDR, die bei weitem nicht den Bestimmungen der geschriebenen Verfassung entspricht, fehlt in der Verfassung der DDR bezeichnenderweise im Zusammenhang mit der Wahl das Wort „frei“. Der Artikel 51 der Verfassung der DDR spricht von „allgemeiner, gleicher, unmittelbarer und ‚geheimer‘ Wahl“ der Volksvertretung. Drüben ist die „unmißverständliche Weisung“ der herrschenden ideologisch-weltanschaulichen Richtung die Regel und die Ausübung des schärfsten Gewissenszwanges ist — wie auf allen Gebieten des Lebens — auch bei der Wahl und besonders bei ihr ein bedauerliches Faktum!

Und bei uns sollte nun ausgerechnet der Christ einem Gewissenszwang unterworfen sein, der von Autoritäten außerhalb seines eigenen Gewissens ausgeübt wird? Wir bedauern, daß eine große Wochenzeitung ihren Lesern gegenüber den Anschein erweckt, als gäbe es eine übergeordnete Autorität, die die politische Entscheidung des einzelnen eindeutig festlegen könnte. Statt einer sachlichen Auseinandersetzung mit den Zielen und der Praxis einer großen politischen Partei wird hier versucht, den Anspruch der unfehlbaren Lehrmeinung der Kirche in den politischen Raum hineinzutragen, wo man versucht, die Gläubigen „ex cathedra“ zu leiten, statt es den Parteien zu überlassen, sich im politischen Raum zu messen, sich auseinanderzusetzen und um den Wähler mit sachlichen Argumenten zu werben. Es mag eine unfehlbare Kirche in Glaubensfragen geben, in politischen Fragen ist die Kirche sicher nicht unfehlbar! Sollte hier etwa die sogenannte „christliche Partei“ zu einer Kirchenpartei werden? Sicher gibt es gläubige Christen in der Politik, in allen Parteien, so hoffen wir! Eine „christliche“ Partei mag eine Vereinigung von Christen in der Politik sein, aber sie ist als Partei nicht christlich! Die Politik ist in ihrem Wesen verschieden von dem mit anderen Maßstäben rechnenden Christentum. Oder vermeinen wir Träumer, wir lebten in einem christlichen Lande, nur weil in unserer Demokratie eine „christliche“ Partei die Mehrheit hat?

Jedenfalls gibt es für die Gewissensentscheidung des einzelnen und für die politische Entscheidung eines Christen beider Konfessionen keine bindende Autorität des Hirtenamtes, sei es katholisch oder evangelisch!

Klaus T. Lemberg

Bodenschätze und der beträchtlichen Viehzucht, der „vocation africaine de la France“ und des internationalen Prestiges, sondern auch wegen des ganz konkreten „oeuvre civilisatrice“ und wegen der eine Million zählenden Siedler, die als die wohlhabende dünne Oberschicht an ihrem afrikanischen Besitz festhält. Ihr Werk, die wirtschaftliche Erschließung des Landes, ergibt sich zwangsläufig aus den Möglichkeiten eines modernen Staates und aus der französischen Interessenpolitik, die auf der Zugehörigkeit Algeriens zur „métropole“ fußt.

In der strategisch wichtigen Kolonie, viermal so groß wie Frankreich und die ideale Brücke zum Ölreich in der Sahara, leben Berber, Araber, Franzosen und einige andere Europäer, fast 10 Millionen an der Zahl. Seit 1946 sind auch alle Eingeborenen „citoyen français“, so daß man heute von den beiden Gemeinschaften, der „communauté musulmane“ und der „communauté française“ als den Komponenten der französisch-algerischen Familie spricht. 80 000 km beträgt das Straßennetz, in 21 Häfen wird Ware umgeschlagen, Eisenbahnen rollen über ein Schienennetz von 4000 km, vier internationale Flughäfen garantieren regelmäßigen Linienverkehr, viele Millionen Tonnen von Eisenerzen, Kohle, Phosphaten und Petroleum werden jährlich gefördert. 1955 wurden 221 000 Kamele abgegeben. Die Landwirtschaft wurde zum Teil modernisiert, das akute Bewässerungs- und Energieproblem an wenigen Stellen durch den Bau entsprechender Anlagen beseitigt, die Industrialisierung seit 1945 weit vorangetrieben.

Die sozialen Verhältnisse entsprechen der einseitigen Verteilung des algerischen Nationaleinkommens zwischen „colonisateurs“ und „colonisés“. Die französische Herrschaft ist zu 76% in den Hauptindustrien beschäftigt, die aber nur etwa 12% der einheimischen Bevölkerung eine Existenzmöglichkeit bieten. Arbeitslose, Halbarbeitslose und Gelegenheitsarbeiter zu Hunderttausenden wissen nicht, wie sie ihr Existenzminimum sichern sollen. Chronischer Hunger, Unterkünfte primitivster Art machen aus den algerischen Lehmbehäusern und Blechkästen (bidonvilles) ein großes Elendsviertel. Nur ein Teil der kleinen Algerier kann zur Schule gehen, nur 16% die Höhere Schule besuchen. Doch wird im möglichen Rahmen versucht, die „présence française“ geistig zu verankern. Jahrzehntelange Dominationspolitik hat die Algerier in einen gesellschaftlichen Umwandlungsprozeß gezwungen, dessen natürliche Folge die Selbstentäußerung der autochthonen Bevölkerung und damit ihr partieller Verzicht auf

eine eigene geschichtliche Entwicklung sind. Die Bewußtseinspaltung des „maghrebini“ beruht auf der geistigen Zerrissenheit, die sich aus den vielen Möglichkeiten zwischen der Integration (fortschreitende Verwestlichung) mit dem französischen Mutterland und einer Rückkehr zu reinen islamitischen Lebensformen ergeben. An algerischen „Ulrichs“ fehlt es nicht, aber ebenso wenig an traditionsbewußten Geistern wie den Oulemas, die im arabischen Unterricht, in arabischer Literatur und Presse eine Art Selbstbehauptung versuchen. Konservative, nationalistische und liberale Elemente schwanken also zwischen der Faszination des Abendlandes und den verlockenden politisch-religiösen Tönen aus dem Morgenland. Für die Meinungsbildung und die politische Zukunft des Landes lassen die französischen Pläne, läßt die Ausschaltung eines algerischen Staates, wie er sich nach dem Vorbild der tunesischen und marokkanischen Nachbarn bilden könnte, keine Wahl.


Es hat in der letzten Zeit nicht an Versuchen gefehlt, alle Kreise des französischen Volkes für die lebenswichtige Funktion Algeriens im Rahmen der Republik zu gewinnen. Viele Familien sind direkt betroffen, weil ihre Söhne im Wüsten- und Berggebieten gegen die bewaffneten Banden kämpfen. In Presse und Rundfunk wird an die nationale Pflicht aller Parteien gemahnt, den Afrikanern mit der Geschlossenheit der Nation zu beweisen, daß es keine Alternative für die zukünftige politische Gestaltung Algeriens gibt. „Perdre l'Algérie, c'est perdre la France“, sagte ein französischer Nordafrika-Experte und ehemaliger Sûreté-Chef, „plus encore, nous offondrions dans le déshonneur“. Abgesehen davon, daß weder Holland noch England über ähnliches zugrunde gegangen sind, ist dieser Sturz in die Schamlosigkeit zur Bestürzung der europäischen Partner Frankreichs längst erfolgt. Die Befriedungspolitik („pacification“) hält nicht, was ihr Name verspricht und umschließt eine ganze Reihe von Grausamkeiten, die jüngst von einigen französischen Journalisten und Schriftstellern, vor allem von P. H. SIMON in seinem Buche „Contre la Torture“, in aller Form verdammt worden sind. Arme und Polizei greifen bedauerlicherweise zu „Gestapo-Methoden“, wenn es um brauchbare Gegenstände geht: Die beliebte „Telefonstrafe“ besteht darin, wie diese französischen Journalisten behaupten, daß dem Opfer Arme und Beine zusammengebunden werden, man einen Draht hinter dem Ohr oder an den Geschlechtsteilen herlaufen läßt und mit Hilfe eines elektrischen Apparates Stromstöße erzeugt, die gesprächiger machen sollen; oder man hängt es an Händen und Füßen auf, bis die Glieder verrenkt sind, etc. „Ils ne comprennent que comme ça, ces salopards!“ So äußerten sich Fallschirmjäger des Generals Massu, die als Säuberungstruppe im Gebiet von Algier eingesetzt sind, um Ruhe und „Ordnung“ wiederherzustellen. Es sind zum Teil alte Kämpfer aus Indochina und Ägypten, die, allein um jedem Defaitismus entgegenzutreten, kein Pardon kennen. Sie gelten als militärische Elite der Welt. Der Brief eines französischen Offiziers wirft ein besonders deutliches Licht auf den rücksichtslosen Kampf der „forces de l'ordre“: „Niemals fühlte ich mich so angewidert. Die Deutschen mit ihren Methoden waren kleine Jungen gegen uns.“

Die algerischen Widerstandsgruppen nennen sich „Forces de la Libération Nationale“ (F. L. N.). Der tiefere Grund für die Auflehnung gegen die bestehende Ordnung dürfte die zögernde und an der Oberfläche bleibende französische Reformpolitik seit der „Libération“ sein. Da Algerien französisches Staatsgebiet ist, gelten die Rebellen automatisch als „hors-loi“ (Gesetzlose) und werden als Terroristen, als Feinde des „ordre établi“ behandelt. Ihre Führer wünschen Verhandlungen mit der französischen Regierung, dürfen aber in keinem Augenblick damit rechnen, von Paris als Gesprächspartner anerkannt zu werden. Es ist deshalb ganz natürlich, daß sie versuchen, die Weltöffentlichkeit, d. h. die Vereinten Nationen für das Algerienproblem zu interessieren, wobei sie auf die Unterstützung der afro-asiatischen Freunde hoffen. Die stärkste Stütze finden sie bei Bourguiba, dem Schöpfer des unabhängigen Tunesien und beim Sultan Mohammed V. Ben Youssef im benachbarten, ebenfalls freien Marokko. Paris duldet jedoch keine äußere Einnischung in dieses als intern-französisch angesehene Problem.

Leider sind die Fronten durch Haß und Gegenhaß, Terror und Gegenterror, Großfrankreichidee und algerischen Nationalismus festgefahren. Paris will die „pacification“ mit allen Mitteln durchsetzen, um die Position des starken Mannes zu erreichen. Ferhat Abbas, der Chef der Rebellion, sieht aber gerade in dieser „pacification“ den Grund für die Vertiefung des Grabens zwischen Franzosen und Algeriern, Christen und Islamiten. Er will keinen Dialog Herr-Sklave mehr, sondern Zusammenarbeit zwischen einem freien Algerien und Frankreich. Eine bloße Reform des Kolonialregimes muß Stückwerk im Sinne dieses Dialogs bleiben. Die Verknüpfung zweier Zivilisationen und zweier Sprachen auf der Grundlage der Gleichheit wird seiner Meinung nach Fortschritt und Wohlstand für Algerien bedeuten. Die nicht assimilierbaren algerischen Arbeiterkolonnen in Frankreich, die das Elend und ein fehlender nationaler Rahmen als bedauernde Glücksritter oder als gefährliche Abenteurer in Paris und in der Provinz herumgeistern läßt, hätten von einer Beteiligung an einem eigenen Staat gewiß auch einen menschlichen und wirtschaftlichen Nutzen.

Ein mit freien nordafrikanischen Staaten kooperierendes und unkolonialistisch gewordenes Frankreich würde ein wertvoller Partner für die europäische Gemeinschaft, als ein Mitarbeiter, der in „mission humaine“ und „vocation africaine“ befangen, den Algeriern eine geliehene Existenz (Hans Zehrer) zumutet. In der westlichen Welt sollte ein für allemal Schluß gemacht werden mit Gewalttaten nach dem Motto: Der Zweck heiligt die Mittel. Man sollte eingesehen haben, daß der Bevölkerung eines kolonisierten Gebietes keine politischen oder kulturellen Konzeptionen aufgezwungen werden können. Auch auf dieser Basis ließe sich ein gesunder Lebensraum für die eine Million nicht gerufener „colons“ finden, deren Werk weder ein Ergebnis humanistischer Gefühle noch nationaler Selbstlosigkeit ist. Angesichts der allgemeinen Entwicklungstendenzen in den Kolonialländern, der Geschlossenheit des arabischen Blocks und der Bandung-Staaten erscheint es aussichtsreicher, das in Nordafrika begonnene Zivilisationswerk unter anderem Vorzeichen fortzusetzen, selbst wenn dies im Augenblick schmerzlich sein sollte, als Wasser auf die Mühle des „heiligen Krieges“ zu schütten und die Fortsetzung des begonnenen Werkes in Frage zu stellen. Der Algerier wird Paris als Hauptstadt seines Landes nicht annehmen, selbst wenn die „pacification“ zu einem vorübergehenden Erfolg führen sollte. Die großen Perspektiven einer eurafrikanischen Lebensgemeinschaft setzen nun einmal kein Orchester voraus, in dem einer die erste Geige spielt, sondern eher einen Choral mit vielen Stimmen und einen Dirigenten, der Einsicht heißt.

Emil Senn

 Ein Werk der Großchemie ist ohne Forschung nicht denkbar; denn sie ist die Grundlage für die Entwicklung neuer Erzeugungsverfahren. Deshalb haben die FARBERWERKE HOECHST AG. und ihre Tochtergesellschaften in den letzten vier Jahren für Forschungszwecke 211 Millionen DM aufgewendet, davon allein 1955 69 Millionen DM, das sind 5,4% vom Umsatz.

Die Voraussetzungen für unsere Forschungsarbeiten sind nicht zuletzt auf die Tätigkeit der deutschen Universitäten und Hochschulen zurückzuführen, aus deren Hörsälen jetzt wieder gut ausgebildete junge Naturwissenschaftler und Techniker zu uns kommen. Darüber hinaus erkennen wir dankbar die an den Lehrstätten und Instituten betriebene Forschung an, auf der die Praxis aufbaut.

FARBERWERKE HOECHST AG. vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M.)-HOECHST

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Tritsch - Düsseldorf-B, Jahnsstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich

„Nicht nur Freiheit – auch Gleichheit für Oststudenten“

Aus dem Tagebuch unseres Berliner Mitarbeiters

Anfang Juni. Die Bonner Richtlinien für das Stipendienwesen werden in ihren Grundzügen bekannt. Der Studenten-Konvent hat starke Bedenken gegen die Ausklammerung der Währungsstipendiaten. (Das sind die Studenten, deren Erziehungsberechtigte in der SBZ wohnen. Sie bekommen hier ein sogenanntes Währungsstipendium; es unterscheidet sich vom Sozialstipendium dadurch, daß es geringer ist und daß die Einkünfte der Erziehungsberechtigten nicht berücksichtigt werden, denn das Verbringen von Ostgeld nach Westberlin steht in der SBZ unter Zuchthaus.) Der Konvent meldet ferner Bedenken gegen Darlehen innerhalb der Studienförderung an, und kritisiert, daß für das Prüfungssemester keine Stipendien mehr gezahlt werden. (Nach den Berliner Stipendienregelungen war das bisher für Stipendienempfänger üblich.)

Mitte Juni. Durch Vermittlung des Volksbildungssenators gelingt es Studentenvertretern den zufällig in Berlin anwesenden Bundesinnenminister Schröder zu sprechen. Der Bundesinnenminister sagt eine nochmalige wohlwollende Prüfung der neuen Studienförderung insbesondere der Ausklammerung der Währungsstipendiaten zu.

Ende Juni. In den einberufenen Fakultätsversammlungen stellen sich die Studenten in allen Punkten hinter die Bedenken des Konvents. Die ersten Stimmen werden laut Protestaktionen durchzuführen. Man will jedoch den Ausgang der Verhandlungen in Bad Godesberg abwarten.

29. Juni. Ein erneuter Versuch der Studentenvertretung, mit dem Bundestagspräsidenten Dr. Gerstenmaier zu sprechen, mißglückt. Als er am Abend im Auditorium Maximum der Freien Universität spricht, bringen die Studenten ihren Unwillen darüber zum Ausdruck. Mit besonderem Vergnügen wurde die Bemerkung Gerstenmaiers aufgenommen, er spreche nicht mit Studenten über studentische Angelegenheiten, wohl aber werde er es vor Handwerkern tun.

2. Juli. Vor dem Konvent gibt ein Vertreter des Landesverbandes Berlin einen Bericht über die Tagung in Bad Godesberg. Die Vertreter Berlins und der Westdeutschen Universitäten waren sich dort darüber einig, daß die durch die geringere Kürzung des Bundesfinanzministers (früher 10% jetzt nur 6%) frei werdenden 1,2 Mill. zur Unterstützung der Währungsstipendien nach Berlin fließen sollen. Dr. Scheidemann, Referent für das Hochschulwesen im Bundesinnenministerium, ein scharfer Gegner des Währungsstipendiums, war durch die Zusagen des Bundesinnenministers gebunden und trat deswegen jetzt nicht dagegen auf. Er schickte aber den Hauptgeschäftsführer des deutschen Studentenwerkes, Herrn Nitschke, vor. Nitschke griff das Währungsstipendium scharf an, und sprach sich ferner dagegen aus, daß weitere Mittel des Bundes nach Berlin fließen, da der Berliner Senat bei der Verteilung der Bundesmittel falsche Zahlen angegeben habe. Nitschke war als Vertreter des Studentenwerkes nicht berechtigt, in sozialpolitischer Hinsicht aktiv zu werden. Trotzdem kam es auf Grund seines Einspruchs und durch das sonderbare Verhalten des Ausschußvorsitzenden, der den Prorektor der FU nicht zu Wort kommen ließ, zu keinem Beschluß auf der Tagung. In einem anschließenden Gespräch mit einem Vertreter der Berliner Studentenschaft griff der Hochschulreferent des Bundesinnenministeriums, Dr. Scheidemann, das Stipendienwesen in Berlin als „sozialistische Kulturpolitik des Volksbildungssenators Tiburtius“ (CDU, die Red.) an. Scheidemann sagte ferner, daß Berlin aus dem Reservefond des Bundesinnenministeriums nichts bekommen werde, solange er dort Referent für das Hochschulwesen sei. Der Konvent der FU faßte daraufhin einen Beschluß, in dem er die Absetzung von Herrn Nitschke fordert und in dem er sich für die Sperrung der Beiträge an das deutsche Studentenwerk und für den Austritt der Berliner Studentenwerke aus dem deutschen Studentenwerk bis zur Erfüllung seiner Forderungen ausspricht. Ferner legten die Berliner Studentenvertreter dem Berliner Senat nahe, für eine Abberufung Dr. Scheidemanns zu sorgen. Um den Forderungen der Berliner Studenten mehr Nachdruck zu verleihen, beschloß der Konvent zum 4. 7. eine Protestversammlung einzuberufen und am 6. 7. — zur Eröffnung der Interbau — einen Protestmarsch durchzuführen.

3. Juli. Das Parlament der Technischen Universität Berlin faßte entsprechende Beschlüsse wie der Konvent der FU tags zuvor.

4. Juli. Die Polizei meldet Bedenken gegen die vorgesehene Route des Protestmarsches an.

Der amtierende Berliner Bürgermeister Amrem bittet von einem Protestmarsch Abstand zu nehmen, weil das zur Eröffnung der „Interbau“ nicht erwünscht sei.

20 Minuten vor Beginn der Protestversammlung im Auditorium Maximum der Freien Universität ruft Dr. Scheidemann an und versucht, die Protestschritte zu vermeiden.

17.00 Uhr c. t. beginnt in Anwesenheit der Presse und des SFB die Protestvollversammlung der Studenten der FU. Es wird noch einmal festgestellt, daß die Proteste weder gegen den Berliner Senat, der durch ein Mitglied vertreten war, noch gegen den Bundesinnenminister Schröder richten, sondern gegen die Ministerialbürokratie, insbesondere gegen Herrn Dr. Scheidemann und gegen das Verhalten des Hauptgeschäftsführers des deutschen Studentenwerkes, Herrn Nitschke.

Es wird gefordert:

1. Stipendien statt Darlehen.
2. Einbeziehung der Währungsstipendiaten in das Förderungsprogramm.
3. Zahlung der Stipendien auch für das Prüfungssemester.
4. Eine allgemeine Studienförderung und keine Hochbegabtenförderung.

Die Studentenschaft stellt sich hinter die Beschlüsse ihres Konvents.

5. Juli. Lottenburger, der 1. AStA-Vorsitzende der FU, wird von Dr. Scheidemann um eine Aussprache gebeten. Das Protokoll über dies Gespräch bringt zum Ausdruck, daß Scheidemann zu Zugeständnissen nicht bereit war. Er betont noch einmal, daß keine weiteren Vorteile für Berlin in Frage kämen, insbesondere daß Berlin keine Unterstützung aus dem Reservefond zu erwarten habe. Er gab ferner an, daß in der Frage der Darlehen der VDS zugestimmt habe. Scheidemann sagte weiter, daß die Mittel nicht ausreichen, und sprach sich deshalb für eine Hochbegabtenförderung aus. Die Berliner Protestaktionen bezeichnete er als das Werk einiger Agitatoren, und unterschob ihnen Parteipolitik. (Dies mit einem Seitenblick auf den Landesvorsitzenden Kundt.)

Im überfüllten Großen Hörsaal der Technischen Universität fand die Protestversammlung der TU statt. Sie verlief ähnlich der Protestversammlung der FU am Vortage, nur war die Stimmung der Studenten noch um einige Grade gereizter.

6. Juli. Auf dem Gelände der TU treffen sich die Studenten. Bundespostminister Lemmer, der einzige Berliner in der Bundesregierung, spricht über einen Lautsprecherwagen der Polizei zu den Studenten. Lemmer verspricht die Forderungen der Berliner Studenten noch einmal in Bonn vorzutragen.

Gegen 10.00 Uhr formierte sich der Demonstrationzug. Es sind über 5000 Studenten gekommen. Der mehrere hundert Meter lange Zug führt trotz eines großen Polizeiaufgebots immer wieder zu Verkehrsstockungen. Vertreter der Presse und zum ersten Male auch der Wochenschau sind anwesend. Auf den Transparenten ist zu lesen: „3000,— DM Schulden, ein Geschenk aus Bonn“, „Allgemeine Förderung“, „Gleiche Förderung der Ost- und Weststudenten“, „Weder Staatsrenter noch Staatsschuldner“, „Nicht nur Freiheit auch Gleichheit für Oststudenten“, „Notleidende Studenten heute, schlechte Ingenieure morgen“, „Nur Uni kann Studiendauer bestimmen“, „Lieb Vaterland magst ruhig sein, der Oststipendiat gilt nichts am Rhein“.

Der Zug geht von der TU aus über Hardenbergstraße, Zoo, Gedächtniskirche, Kurfürstendamm zum Berliner Amtssitz des Bundespostministers. Nachdem die Teilnehmer auf der Straße Platz genommen hatten, stellte Kundt, der erste Vorsitzende des Landesverbandes Berlin, noch einmal die Forderungen zusammen. Dabei wandte er sich ganz besonders gegen die Behauptung, der Berliner Senat habe falsches Zahlenmaterial nach Bonn gemeldet, und bezeichnete dies als Verleumdung.

Dies war das vorläufige Ende der Aktion. Die Berliner Studenten hoffen auf die Einsicht der Bundesbehörden. Sie haben mit ihren Aktionen bewiesen, daß sie mit allen legalen Mitteln ihre Interessen zu vertreten Willens sind. H. Müller.

Das Bundesinnenministerium hat inzwischen zu den Berliner Vorfällen Stellung genommen. Es erklärte, daß die Studenten aus der Sowjetzone und Ost-Berlin an der Förderung aus Bundesmitteln selbstverständlich teilnehmen könnten — sofern sie vor allem die Bedingung der notwendigen Begabung nachzuweisen in der Lage sind. Im anderen Falle werde das Währungsstipendium aus Mitteln des Berliner Senats für die Betroffenen weiter wirksam bleiben.

Zur Forderung, daß Darlehen (nach dem Honneffer Modell) weitgehend durch Stipendien ersetzt werden sollten, wurde erklärt, daß nur die Hälfte der für die beiden letzten Studiensemester vorgesehenen Beihilfen vergeben werden könnten. DISKUS

Frohen Herzens genießen



...eine Filter-Cigarette die schmeckt

Nachrichten

Der Allgemeine Studentenausschuß der Universität Würzburg teilt mit:

„Die Studentenschaft der Universität Würzburg nimmt mit Bedauern davon Kenntnis, daß Dr. Franz Paul Schneider, ordentlicher Professor für Staatswissenschaften an der Alma Julia, sich zum Förderer der kommunistischen Weltbewegung macht, dadurch, daß er als Leiter der sogenannten „Deutschen Sektion des Internationalen Vorbereitenden Komitees“ organisatorische Vorarbeit für den Besuch der „VI. Weltfestspiele der Jugend und Studenten“ in Moskau leistet. Der sogenannte „Weltbund der Demokratischen Jugend“, der diese Spiele veranstaltet, ist in den Ländern der freien Welt als eine Organisation der kommunistischen Jugendinternationale bekannt. Nach den Worten Professor Schneiders handelt es sich bei den Weltfestspielen um eine Veranstaltung die „ein eminentes Politikum für den Kommunismus“ darstellt. Die Würzburger Studentenschaft bedauert vor allem, daß Professor Schneider durch sein Verhalten den Freiheitsbestrebungen unserer mitteleuropäischen, der ungarischen und polnischen Kommilitonen, aber auch der unterdrückten Völker des Ostens in den Rücken fällt.“

Australien. Von zehn Studenten der Universität Sydney „gekapert“ wurde am 7. Mai der amerikanische Flugzeugträger „Bennington“. Dieser Tag, das Jahresfest der Universität, wird von den Studenten traditionsgemäß dazu benutzt, auf allerlei witzige Weise Geld für wohltätige Zwecke zu sammeln. Einige von ihnen kamen dabei auf die Idee, sich als „Piraten“ zu verkleiden, am frühen Morgen mit einem längsseits zu rudern und den im Hafen von Sydney liegenden Flugzeugträger über eine Strickleiter zu „entern“, um die rund 2900 amerikanischen Seeleute in ihre Sammelkampagne einzubeziehen. Überraschenderweise kamen sie unentdeckt an Bord und gelangten ungehindert durchs ganze Schiff bis auf die Brücke, wo sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, die Alarmanlage in Betrieb zu setzen. Die aus dem Schlaf gerissene Mannschaft eilte an ihre Gefechtsstationen... Schließlich wurden die Missetäter entdeckt und von Bord expediert. Einer von ihnen berichtete, der Admiral habe „ziemlich grimmig dreingeschaut“, während die meisten anderen Offiziere es humorvoll aufgenommen hätten. Als Buße für die grandios geglückte Überrumpelung sammelte die Besatzung des Trägers 1.800 Dollar für den Wohlfahrtsfonds der australischen Studenten.

Kommunistische Weltkonferenz der Lehrer. Der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen teilt mit, daß in der Zeit vom 20. bis 25. 8. 1957 eine kommunistische Weltkonferenz der Lehrer nach Warschau einberufen wird. Ein Vorbereitungskomitee hierfür hat in Berlin bereits getagt; über die geplante Konferenz ist in der kommunistischen „Deutsche Lehrerzeitung“ bereits berichtet worden. Es ist damit zu rechnen, daß auch im Bundesgebiet für die Teilnahme an der Konferenz geworben wird.

**GLUTAMINSÄURE-GRANULAT
· HOMBURG ·**

Originalpackung zu 100 g

Indiziert bei:

nervösen Erschöpfungszuständen, allgemeinen Ermüdungserscheinungen, Vorbereitung auf Examina,
vor anstrengenden Konferenzen

Erhältlich in allen Apotheken



Chemiewerk **HOMBURG** Aktiengesellschaft
Frankfurt/Main



**GLUTAMETTEN®
· HOMBURG ·**

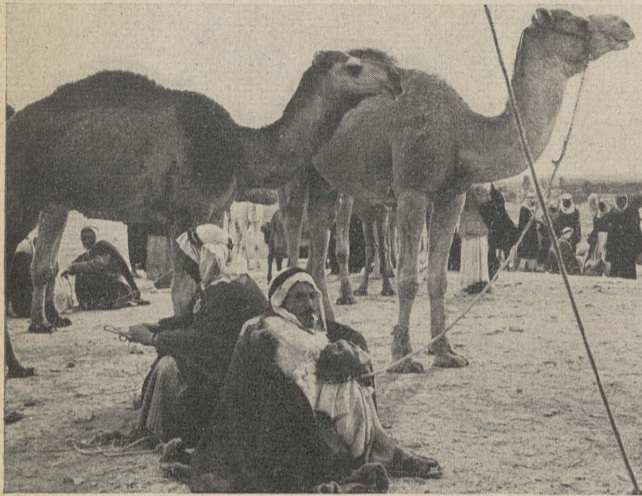
Originalpackung zu 100 Dragées

Das Minderheitenproblem in Israel

Von den zahlreichen Leistungen des Staates Israel und seiner Bewohner, die in dem Besucher Staunen und Bewunderung erwecken, ist die Bewältigung des Minderheitenproblems nicht die geringste.

Das Völker- und Sprachengemisch unter den knapp zwei Millionen Israeli hat in der Welt nicht seinesgleichen. Die große Mehrheit der Israeli (1,7 Millionen) werden zwar als „Juden“ bezeichnet, das besagt aber zunächst nicht mehr, als daß es sich um Menschen handelt, die aus ihren „Gastländern“ — ja, so heißt das, obwohl einem das Wort im Halse stecken bleibt, wenn man bedenkt, wie sich die Gastgeber ihren Gästen gegenüber benommen haben — vertrieben worden sind, weil sie dort eine Minderheit bildeten. In den Straßen Tel-Avivs hat man nicht das Gefühl, sich unter Angehörigen eines Volkes zu befinden, man meint vielmehr, man sehe Deutsche, Polen, Rumänen, Marokkaner und Inder. Eine Minderheit sind die ersten Zionisten aus Rußland und Polen, eine Minderheit sind die von Hitler aus Mitteleuropa Vertriebenen, eine Minderheit sind die Einwanderer aus Afrika. Jede Gruppe hat ihre Eigenarten und ihre Lebensgewohnheiten.

In Stadtvierteln und ländlichen Siedlungen leben weitgehend Menschen eines Herkunftsgebietes zusammen. Man spürt — und hört natürlich — gleich, ob man eben in einem schwäbi-



Beduinen auf dem Wochenmarkt von Beersheba

schen oder einem amerikanischen Dorf angekommen ist. Nur ein Bruchteil der jüdischen Einwanderer ist streng religiös, er steht der Mehrheit der — mehr oder minder — Ungläubigen gegenüber. Die Beziehungen aller dieser Gruppen untereinander sind gezeichnet von einer bemerkenswerten Toleranz. Die Regierung versucht in jedem das Gefühl zu erwecken, daß er ihr gleich lieb ist, und der große Teil der Bevölkerung kämpft energisch gegen seine eigenen Vorurteile; denn von Hause aus belächeln die aus Osteuropa stammenden den deutschen Einwanderer, den Jekken, der seinerseits geneigt ist — wir wissen das nur zu gut —, sich auf seinen Fleiß, seine Ordnungsliebe und seine Bildung in anderer verletzender Weise viel zugute zu halten. Wer aus den Vereinigten Staaten kommt, kann nur noch den american way of life leben, und die marokkanischen Flüchtlinge müssen überhaupt erst — wie mir ein „Jekke“ in Haifa glaubhaft versicherte — lernen, „wo der liebe Gott wohnt“. Neben diesen genannten Gruppen und in ihnen gibt es wieder sehr erhebliche landsmannschaftliche, politische, religiöse und soziologische Verschiedenheiten, die viel schwerer zu überbrücken sind als zum Beispiel unser Standardproblem Bayern—Preußen. Viele der landwirtschaftlichen Genossenschaftssiedlungen (Kibbutzim) sind weltanschaulich gebunden, und bei der Spaltung der großen sozialistischen Partei in Mapai und Mapam spalteten sich auch manche Kibbutzim, in solche, die der Mapai, und solche, die der Mapam anhängen. Es gibt in Israel die „eigentlichen“ Zionisten, die ohne Zwang aus Überzeugung nach Palästina kamen, die Wüste fruchtbar zu machen und ein jüdisches Staatswesen aufzubauen begannen, es gibt die „uneigentlichen“ Zionisten, die — in ihren „Gastländern“ verfolgt — nach Israel flüchteten und aus der Not eine Tugend zu machen suchten, und es gibt Israelis, die den Staat ablehnen und Feinde des Zionismus sind. Alle diese verschiedenen Menschen haben volle Freiheit in ihren Anschauungen und Lebensgewohnheiten, sie haben alle ihre Zeitungen und Organisationen, und niemand denkt daran, ihre Tätigkeiten und Überzeugungen zu behindern oder gar zu verbieten. Damit aber gleichwohl aus den unzähligen kleinen Gemeinschaften ein Volk wird, versucht der Staat in seinen Schulen und in der Armee das Trennende zu überbrücken und das Gemeinschaftliche zu stärken. Vor allem lernt jeder junge Israeli hebräisch und wird einer einheitlichen sehr guten und teuren Schulausbildung unter-

ziehung, die den Erfordernissen des modernen Staates nicht Rechnung trägt, als schädlich angesehen wird, meint man, die religiösen Gefühle der Gläubigen nicht durch eine gegen diese Schulen gerichtete Zwangsmaßnahme verletzen zu dürfen.

Die teils zielstrebige und doch zugleich tolerante Politik des Staates, die Jugend in den Idealen des Zionismus zu erziehen, wird gewiß dazu führen, den jungen Menschen ein vernünftiges, nicht zu engstirniges Gemeinschafts- und Staatsgefühl zu geben, und sie erlaubt auf der anderen Seite den Eltern, dafür zu sorgen, daß die Kinder doch noch auch in ihrer Tradition mit aufwachsen. Bei den Menschen europäischer und amerikanischer Herkunft läßt sich beides recht gut verbinden, ernste Schwierigkeiten gibt es bei den afrikanischen Einwanderern, die eine ganz andere Familienverfassung haben, als die europäische, auf der Gleichberechtigung der Geschlechter beruhenden des Staates Israel. Hier fallen Erziehungsideal des Staates und Tradition der Eltern sehr weit auseinander. Der Umstand, daß die Strafbarkeit der Jugendlichen aus dieser Schicht der Bevölkerung besonders hoch ist, wird zum Teil auf den großen Unterschied der Lebensgewohnheiten im heutigen Israel und in den Herkunftsländern auf dem afrikanischen Kontinent zurückgeführt. Als Lösung der Schwierigkeiten — und das scheint für die allgemeine tolerante Haltung typisch — wird vorgeschlagen, die Eingliederung des afrikanischen Bevölkerungsteils in die israelischen Lebensgewohnheiten und Ideale zu verlangsamen.

Der nichtjüdischen Bevölkerung Israels gegenüber ist die Toleranz des Staates noch eindrucksvoller. An den Heiligen Stätten Palästinas häufen sich Niederlassungen aller Religionen und Sekten. Den israelischen Teil Jerusalems krönt die dem Bistum Köln gehörende Kirche auf dem Mt. Zion, und der Turm des Hauses des Christlichen Vereins Junger Männer gilt als ein anderes Wahrzeichen der Stadt. Der Tempel der Bahais, einer Art anthroposophischer Abspaltung vom Islam, ist das meist bewunderte Bauwerk in Haifa. Daß ein Heiligtum einer verschwindenden Minderheit praktisch zum Mittelpunkt Haifas geworden ist, stört die Israelis nicht. Sie freuen sich vielmehr an den schönen persischen Gärten, welche die Bahais anlegen; die gleichen Bahais, deren Tempelbau im Raume Frankfurt am Main seit Jahr und Tag von Christentum und Bürokratie verhindert wird. Die mohamedanische Moschee in Akko wird vom israelischen Religionsministerium renoviert, wie überhaupt die israelischen Bürger jüdischer Konfession ohne Abneigung oder Überheblichkeit die anderen Religionen betrachten — der einzige auf die Dauer erträgliche Standpunkt in einem für viele Glaubensbekenntnisse heiligen Lande.

Die Beduinen auf dem Kamelmarkt in Beersheba in der Negev-Wüste handeln und leben, als ob es keinen modernen westlich-sozialistischen Staat Israel gäbe. Ihre verschleierte Frauen betreiben etwas Landwirtschaft und ziehen Esel und Kamele. Die Männer beteiligen sich kaum an der Arbeit, die sie für etwas entwürdigendes halten. Sie verkaufen nur ihr Vieh und ihre heiratsfähigen Töchter. Ein erheblicher Teil des Erlöses fällt an den Scheich, der ihr Mittelsmann zur Regierung, für gewisse Dinge aber auch ihr Gerichtsherr ist. Im Café in Beersheba, in dem manche Beduinen ihren Tag zubringen, hatte ich die hohe, achtunggebietende Gestalt des Scheich Suleiman schon gesehen. Er bewohnt in der Wüste ein für unsere Begriffe schäbig gebautes und eingerichtetes Anwesen, fährt aber große amerikanische Wagen. Als wir ihn aufsuchten, saß er mit etwa zwölf Freunden vor seinem Haus beim Würfelspiel. Er bat uns in ein Zimmer, das mit den Photos berühmter Staatsmänner geziert war, und begann, Höflichkeiten mit uns auszutauschen. Zum Glück waren meine Begleiter einfallsreicher als ich, sonst hätten wir unmöglich über eine Stunde nur höfliche Bemerkungen machen



Café in Beersheba

können. Inzwischen servierten einige seiner 48 Söhne, von denen er voll Stolz erzählte, unausgesetzt Kaffee und Tee. Nach längerer Zeit kam das Essen, riesige Schüsseln mit Reis und Hammelfleisch, zu dem der Scheich uns im Laufe des Gesprächs eingeladen hatte. Auf seine Bitte nahmen wir das Essen ohne Bestechung mit den Händen zu uns. Als er sah, daß wir mit der Zerteilung des heißen Fleisches Mühe hatten, zerriß er verschiedene Stücke und warf uns die Leckerbissen zu. Bei unserer Abfahrt nach vier Stunden saßen die zwölf Freunde des Scheichs noch immer vor seinem Haus. Sie hatten die ganze Zeit gewartet, daß er zum Würfelspiel zurückkehre. Von seinen 39 Frauen und seinen vielen Töchtern sprach der Scheich kein Wort. Frauen sind ein Handelsgut, kein Gesprächsthema.

Die Feudalwirtschaft der Beduinen wird vom Staat Israel geduldet, die Araber aber, welche modernere Anschauungen haben, werden großzügig unterstützt. In den arabischen Dörfern nordöstlich Tel-Avivs arbeiten auch die Männer auf dem Felde. Krankenhäuser und moderne Schulen sind errichtet, Schulen, in denen der Unterricht in der zweiten Landessprache, Arabisch, gehalten wird. In den unteren Klassen sieht man auch Mädchen, der Beginn einer gesellschaftlichen Revolution. Der energische arabische Bürgermeister, der — als er erfuhr, daß ich

aus Deutschland kam — mich gleich fragte, ob ich für Adenauer oder für Ollenhauer sei, hat mit Hilfe der Gewerkschaft seinem Dorf Licht und neue Geräte verschafft. Ein anderes arabisches Dorf, zehn Kilometer entfernt, ist schon kaum noch von einem deutschen Dorf zu unterscheiden. Der Englisch-Unterricht in der Schule, die hier bis zum Abitur auch von Mädchen besucht wird, ist vorzüglich. Der gastliche Bürgermeister stellt uns seiner europäisch gekleideten Frau vor, seine Tochter und zwölf andere junge Leute aus dem Dorf studieren in Jerusalem an der Hebräischen Universität.

Der Staat Israel drängt die von ihm für richtig befundene Lebensform niemandem auf. Er versucht nur ihre Vorteile allen Bewohnern Israels zu zeigen und denen zu helfen, die sie annehmen wollen. Umgekehrt dringen auch arabische Sitten in die Gebräuche der jüdischen Mehrheit ein, wie z. B. die liebenswürdige Gastfreundschaft der Araber, die — natürlich ohne die üblichen Formalitäten — in Israel Allgemeingut wird.

Daß die Juden, die in ihren „Gastländern“ unter schlechter Minderheitenpolitik zu leiden hatten, in ihrem Staat nun eine so glückliche Lösung dieses Problems gefunden haben, gehört zu den schönsten Eindrücken des Besuches des Heiligen Landes. Alexander Böhm

Politischer Briefstil

Wenn in einer Haushaltsdebatte im Bonner Parlament inmitten der Nennung von Zahlen und Bilanzen plötzlich der Name Bert (auch: Bertolt) Brecht fällt, so verdient dies unsere uneingeschränkte Beachtung. Der Bundesminister des Auswärtigen, Dr. Heinrich von Brentano, hatte dabei erklärt, er sei „wohl der Meinung, daß die späte Lyrik des Herrn Bert Brecht nur mit der Horst Wessels zu vergleichen“ sei.

Dieser sonderbare literarische Exkurs eines Politikers, von dessen poetischer Urteilsfähigkeit wir bislang nichts geahnt hatten, stieß auf den ärgsten Widerstand des Bert-Brecht-Verlegers Peter Suhrkamp. In einem offenen Brief an den Bundesaußenminister machte er diesem klar, daß Brecht zwar ein Marxist, aber „ein Marxist von eigener, persönlicher Prägung“ war.

So stehen wir vor dem Kuriosum: der Politiker urteilt über den Dichter Brecht — der Verleger über den Parteimann Brecht.

Ein offener Brief unterscheidet sich von einem gewöhnlichen Brief schon durch die Art der Zustellung: letzteren bringt nämlich der Postbote, ersteren hingegen die Zeitungsfrau, was aber nicht bedeutet, daß er bedeutungsloser sei. Im Gegenteil.

Steht ein offener Brief auf der zweiten Zeitungsseite, so hat er politischen Inhalt; meistens ist es jedenfalls so. Fin-

wenn müde-dann HALLOwach

„Überall in Apotheken und Drogerien ab DM 1,—“

den wir ihn weiter hinten, z. B. im „Föjetong“, so trägt er größtenteils zur Unterhaltung bei, muß aber nicht unbedingt. Doch dann ist er ernst zu nehmen. Manchmal dünkt es einem, ein offener Brief müsse auf der zweiten Seite plaziert sein, und er steht doch weiter hinten. In diesem Falle müssen wir unser Augenmerk mehr auf den Inhalt, denn auf die Form desselben richten. Schreibt ein Politiker einen offenen Brief, und steht dieser — wider Erwarten — weiter hinten, z. B. im „Föjetong“, so müssen wir mehr auf die Form achten. Trägt er nicht zur Unterhaltung bei, dann ist er (siehe oben) ernst zu nehmen.

Zum Unterschied von einem gewöhnlichen Brief gibt es beim offenen Brief keine Verletzung des Briefgeheimnisses. (Im Gegenteil:) Der Absender wünscht, daß eine große Öffentlichkeit von ihm erfährt und ihn liest. Wohl aber kann, da ein offener Brief meistens sehr offen, d. h. ungeschminkt eine Ansicht vertritt, dieser oft selbst verletzend sein. Dann hat er etwas mit einem gewöhnlichen Brief gemeinsam.

Nicht selten erfährt ein offener Brief auch eine Entgegnung in derselben Art und Weise. Trotzdem hat das im allgemeinen keinen Einfluß auf die Zeitungsauflagen. Weil nach einem solchen offenen Brief-Wechsel grundsätzlich offen bleibt, ob sich die Briefschreiber wohl einigen könnten — deshalb heißen solche Briefe „offene Briefe“.

Die sich an offene Briefe anschließenden Leserbriefe können von den verschiedenen Verlagen aus bestimmten Gründen nur zu einem gewissen Teil abgedruckt werden. Sie stehen dann unter der Spalte „Die Meinung des Lesers“ und honorieren den vorausgegangenen Widerstreit der beiden Kontrahenten auf ebenso offene und polemische Weise.

Oft endet ein offener Brief mit einer versteckten oder offenen Drohung, meistens jedoch mit einer Frage. Der Verleger z. B. hat seinem Brief einen solchen Schluß gegeben: „Wo soll noch Dichtung gedeihen, wo die Staatsmänner sie so leichtfertig abtun?“ Der Bundesaußenminister beendete ihn auf diese Weise: „Wo soll noch Freiheit bestehen, wo Dichter sie so leichtfertig wegwerfen?“

Und so sei es deshalb erlaubt, auch hier mit einer Frage zu schließen: „Wo können noch Staatsmänner existieren, wo Verleger sie so leichtfertig kritisieren?“ Waldemar

Mikrofilmaufnahmen
Der preisgünstigste Weg
zur
Literaturbeschaffung

Die Photocopie
Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 716441

worfen. In den Schulen wird die Tradition der Eltern aus den Herkunftsländern nicht gepflegt, die Kinder sollen möglichst schnell die zahlreichen Unterschiede vergessen, die ihren Eltern naturgemäß so wichtig sind. Die Handlungsweise des Staates ist aufbauend: man sorgt für eine gute israelische Ausbildung, und nicht zerstörend; denn jede Familie und kleine Gemeinschaft ist ungehindert in der Lage, das Kind daneben auch in ihren Traditionen zu erziehen. Dabei zeigt es sich, daß in den meisten Fällen die staatliche Schule zumindest den Erfolg erzielt, daß sich das Kind mehr als Israeli fühlt als seine Eltern und nicht mehr so sehr in den Gewohnheiten des Herkunftslandes verhaftet bleibt. Die Toleranz des Staates geht soweit, daß er die wenigen Kinder, die streng religiös erzogen werden, nicht zum Besuch der staatlichen Schule zwingt. Obwohl die fast ausschließlich von religiösen Geboten und Texten erfüllte Er-

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Ordentliche Mitgliederversammlung für das abgelaufene Geschäftsjahr 1956

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V. hatte durch den Vorsitz des Vorstandes, Herrn Dr. H. W. Schmidt-Polex, München, zu ihrer diesjährigen Ordentlichen Mitgliederversammlung auf Freitag, 12. 7. 1957, 17.30 Uhr, in den Senatssitzungssaal der Universität Frankfurt am Main eingeladen.

Die Tagesordnung umfaßte die Punkte:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes über das abgelaufene Geschäftsjahr (Kalenderjahr 1956);
2. Abnahme der Jahresabrechnung und Erteilung der Entlastung;
3. Beschlußfassung über Änderung der Satzung;
4. Neuwahl des Vorstandes;
5. Zuwahlen zum Beirat;
6. Neuwahl des Rechnungsprüfers;
7. Verschiedenes.

Nach Begrüßung der anwesenden Mitglieder durch den Vorsitzenden wurde zu Punkt 1 und 2 durch den Geschäftsführer, Herrn Dr. Fritz Scheller, der untenstehende Geschäftsbericht verlesen.

Geschäftsbericht

über das abgelaufene Geschäftsjahr (Kalenderjahr) 1956

Das abgelaufene Berichtsjahr, Kalenderjahr 1956, stand wiederum im Zeichen einer ruhigen Aufwärtsentwicklung, sowohl was die Mitgliederzahl als auch die Mitgliedsbeiträge betrifft. Das wird bewiesen durch die Steigerung unseres Mitgliederbestandes (incl. Förderer) von 739 (Stand am 1. 1. 1956) auf 850 am Ende des Berichtsjahres und durch die Erhöhung unserer Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen um rd. DM 9000,— gegenüber dem Vorjahr.

Aber nicht nur materiell, auch in gesellschaftlicher und kultureller Beziehung hat die Vereinigung weiter an Boden gewonnen. Durch eigene Vortragsveranstaltungen und Vermittlung der Teilnahme an Vorträgen uns nahestehender Organisationen haben wir versucht, den Kontakt mit unseren Mitgliedern zu fördern. Im Jahr 1956 haben 3 Vorträge mit anschließendem geselligen Beisammensein stattgefunden, und zwar

am 22. Februar 1956 Vortrag des Herrn Bundesaußenminister Dr. Heinrich von Brentano über „Fragender auswärtigen Politik“;

am 9. November 1956 Vortrag des Herrn Staatsministers a. D. Dr. Werner Hilpert über das Thema „Die Probleme des Verkehrs in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung der Aufgaben der Deutschen Bundesbahn“;

am 7. Dezember 1956 Vortrag des Herrn Botschafters a. D. Dr. Hans Riesser über das Thema „Der deutsche Beobachter bei den Vereinten Nationen“.

Diese Veranstaltungen haben uns über den engeren Kreis hinaus auch in der Öffentlichkeit bekanntgemacht.

Die Einnahmen aus Mitgliedsbeiträgen und Sonderspenden erlaubten es uns, im Berichtsjahr Zuwendungen an die Universität und ihre Institute von insgesamt DM 101 253,71 zu gewähren oder als zweckgebundene Spenden befreundeter Firmen weiterzuleiten. Ferner wurde in diesem Jahr auf Festgeldkonto ein Betrag von DM 30 000,— für das Studentenwohnheim im Kleinen Walsertal reserviert, der im Fall des Erwerbs des Anwesens als Zuschuß, im Fall der Anmietung des Hauses der Vermieterin als hypothekarisch gesichertes Darlehen mit 5% verzinslich gegeben werden soll.

Die Einkünfte der angeschlossenen Stiftungen sind im Berichtsjahr etwa die gleichen geblieben.

Anlässlich der 50. Wiederkehr des Gründungstages des Chemotherapeutischen Forschungs-Institutes Georg-Speyer-Haus zu Frankfurt a. M. fand am 17. Sept. 1956 eine Gedenkfeier in der Aula der Johann Wolfgang Goethe-Universität statt.

Herrn Prof. Dr. med. Gerhard Domagk wurde dabei für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten auf dem Forschungsgebiet von Paul Ehrlich der Ludwig Darmstädter- und Paul-Ehrlich-Preis 1956 in Form der goldenen Paul-Ehrlich-Plakette verliehen. Anschließend fand eine gesellschaftliche Veranstaltung im Palmengarten statt.

Der Eintrittskartenaustausch mit dem Orient-Institut, der Wirtschaftspolitischen Gesellschaft, der Christlichen Gesellschaft für Kultur der Akademie für Welthandel u. a. hat sich für unsere Mitglieder als sehr anregend erwiesen und den Gemeinschaftsgedanken gefördert.

Die Werbung interessanter prominenter Persönlichkeiten und deren Berufung in den Beirat hat auch die allgemeine Werbung unterstützt.

Vorbericht über das laufende Geschäftsjahr 1957

Im ersten Halbjahr 1957 ist eine weitere Aufwärtsentwicklung der Vereinigung, sowohl in der Mitgliederzahl als auch nach den Einnahmen festzustellen.

Aus den laufenden Einnahmen und Spenden wurden in diesem Halbjahr ca. DM 30 000,— ausgeschüttet.

Anlässlich der Vollendung des 65. Lebensjahres von Herrn Dr. August Oswald, dem stellvertretenden Präsidenten unseres Beirates, sind der Dr.-Henry-Oswald-Stiftung (Fonds zur Vorbereitung zu wissenschaftlichen Berufen) Zuwendungen in Höhe von 7 650,— DM zugeflossen.

Jahresabrechnung

Dem im Prüfungsbericht für das Kalenderjahr 1955 per 31. 12. 1955 ausgewiesenen Reinvermögen von DM 281 235,22 steht ein Reinvermögen per 31. 12. 1956 gegenüber von DM 283 245,86

Die Vermögenserhöhung von DM 2 010,64

ist reiner Vermögenszuwachs aus lfd. Einnahmen. Die Gesamteinnahmen im Kalenderjahr 1956 setzen sich wie folgt zusammen:

1. Mitgliederbeiträge	DM 60 709,—
2. Spenden	DM 54 630,—
3. Zinsen und Wertpapiererträge (ohne Kursdifferenzen)	DM 13 988,83

Gesamteinnahmen 1956: DM 129 327,83

gegenüber den Einnahmen 1955:

1. Mitgliederbeiträge	DM 51 686,—
2. Spenden	DM 76 115,—
3. Zinsen und Wertpapiererträge (ohne Kursdifferenzen)	DM 12 506,41

Gesamteinnahmen 1955: DM 140 307,41

An Zuwendungen konnten wir im abgelaufenen Geschäftsjahr der Universität und ihren Einrichtungen und Instituten insgesamt DM 101 253,71 zur Verfügung stellen.

Die im Berichtsjahr gegebenen Zuwendungen sind in einer besonderen Liste und außerdem im Prüfungsbericht im einzelnen aufgeführt. Sie entsprechen den Bestimmungen der Satzung und haben sich auf zahlreiche Empfänger im Rahmen der Universität verteilt.

An den Gesamteinnahmen des Berichtsjahres 1956 mit DM 129 327,83

gegenüber den Gesamtausgaben 1956 mit einschl. Unkosten und Kursdifferenzen DM 127 317,19

ergibt sich ein Überschuß von DM 2 010,64

Hochschulnachrichten

An der Johann Wolfgang Goethe-Universität wurde bei der satzungsmäßig vorgeschriebenen Neuwahl des Rektors der ordentliche Professor für Chirurgie und Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik, Herr Dr. med. Rudolf Geißendörfer, für das Rektoratsjahr 1957/58 gewählt.

Prorektor wird damit der derzeitige Rektor Prof. Dr. jur. Helmut C o i n g. Die Wahl bedarf zu ihrer Rechtsgültigkeit der Genehmigung des Hessischen Ministers für Erziehung und Volksbildung.

Die Amtsübernahme findet satzungsgemäß am 15. Oktober 1957 statt. Zu Dekanen für das Rektoratsjahr 1957/58 wurden gewählt:

Rechtswissenschaftliche Fakultät: Prof. Dr. jur. Adalbert E r l e r (Deutsche Rechtsgeschichte, Kirchenrecht und Zivilrecht).

Medizinische Fakultät: Prof. Dr. med. Dietrich S t a r c k (Anatomie).

Philosophische Fakultät: Prof. Dr. phil. V i e b r o c k (Englische Philologie).

Naturwissenschaftliche Fakultät: Prof. Dr. phil. Karl K r e j c i - G r a f (Geologie und Paläontologie).

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät: Prof. Dr. rer. pol. Anton F e l i x N a p p - Z i n n (Wirtschaftliche Staatswissenschaften insb. Verkehrswissenschaft).

Im Rahmen des diesjährigen Universitätsfestes, das im Schloß zu Schwetzingen gefeiert wurde, fand am 5. 7. 1957 ein Festakt statt, bei dem folgende akademische Ehrungen ausgesprochen wurden:

Zu Ehrensenatoren wurden ernannt: Der bisherige Ehrenbürger der Universität und emeritierte ordentliche Professor der Ohren-, Hals- und Nasenheilkunde, Herr Dr. med. Otto V o s s, Berchtesgaden, der Altmeister der Otologie, in dankbarer Anerkennung der großen Verdienste, die er sich um die Universität als hervorragender Arzt und unermüdlicher Forscher erworben hat.

Ferner der bisherige Ehrenbürger der Universität, Herr Direktor Dr. Hans W. S c h m i d t - P o l e x, München. Der Senat wünscht damit einen Mann zu ehren, der in echter Bürgergesinnung seine Kraft für die Förderung der Universität seiner Heimatstadt Frankfurt am Main zur Verfügung gestellt und in Erkenntnis der europäischen Gegenwart die Verbindung dieser Universität zu anderen europäischen Hochschulen tatkräftig gefördert hat.

Zum Ehrenbürger wurde ernannt Herr Hans Heinrich H a u c k, Vorstandsmitglied der Frankfurter Bank in Frankfurt am Main, in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Universität, insbesondere in seiner Eigenschaft als Mitglied des Vorstandes der Vereinigung von Freunden und Förderern der Universität.

Die Würde eines Ehrendoktors wurde verliehen von der Philosophischen Fakultät dem Landeskonservator der ehemaligen Provinz Sachsen, Herrn W o l f S c h u b e r t, Halle/Saale, Landesmuseum, der sich verdient gemacht hat um die Erhaltung der im letzten Kriege beschädigten Denkmäler von Mitteleuropa, durch dessen Leistung und Ausdauer die Kirchen und Kathedralen von Magdeburg, Halberstadt, Stendal, Naumburg und Quedlinburg wiederhergestellt wurden, der auch weitere Kunstwerke, Denkmäler und Ornamente vor dem Untergang gerettet und wiederhergestellt hat; von der Naturwissenschaftlichen Fakultät dem emeritierten ordentlichen Professor für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten in der Medizinischen Fakultät der Universität, Herrn Geheimen Hofrat Dr. med. Dr. phil. h. c. Ludwig S e i t z, als Anerkennung seiner großen wissenschaftlichen Leistungen sowohl auf dem Gebiet der Medizin als auch der Naturwissenschaften, wobei er durch grundlegende und ausgezeichnete Arbeiten die gegenseitige Verknüpfung und wechselseitige Befruchtung dieser beiden wissenschaftlichen Disziplinen erneut bereichert hat.

Die Buchhandlung für den MEDIZINER

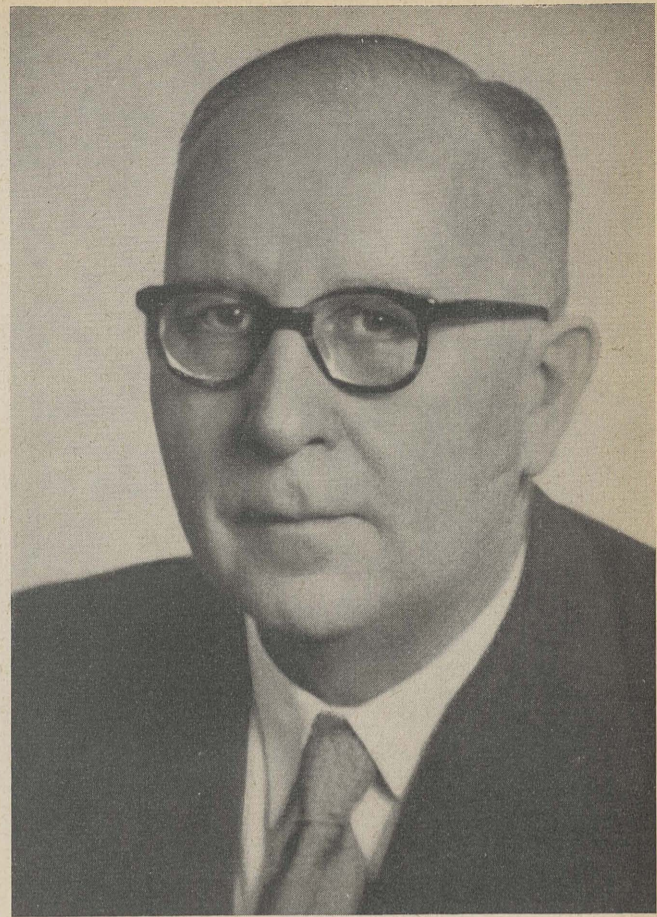
JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

FRANKFURT A. M. - SUD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 6 1993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen, Gartenstraße 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätsklinik



Unser Bild zeigt den für das Rektoratsjahr 1957/58 gewählten Rektor, Prof. Dr. Rudolf Geißendörfer, Direktor der chirurgischen Universitätsklinik. Prof. Dr. Geißendörfer wurde am 2. 4. 1902 geboren, und befindet sich seit 1946 an der Universität in Frankfurt.

Über den Abschluß zum 31. 12. 1956 liegt der Prüfungsbericht der Allgemeinen Revisions- und Verwaltungs-AG. (Alrevisio) vor, der auf Wunsch bei der Geschäftsführung eingesehen werden kann.

Frankfurt am Main, 12. Juli 1957

Das Historische Museum der Stadt Frankfurt veranstaltet zum 100jährigen Jubiläum der Städtischen Gemäldesammlung eine Sonderausstellung „Bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert“, die besonders Malerei, Möbel und Schmuck zeigt. Die Ausstellung ist vom 15. Juli bis 3. September geöffnet.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntag, 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhaus.

Dienstag, 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhaus.

Donnerstag, 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhaus.

Freitag, 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhaus.

Freitag, 8.15 Uhr, Missa für Mediziner in der Rektorskapelle des Städt. Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7.

Semester-Schlußgottesdienst: Sonntag, den 21. Juli, 8.30 Uhr, in der Aula der Universität.

Abendveranstaltungen

Montag, 15. 7., 19.15 Uhr, Studentische Glaubensschule im Großen Klubraum des Studentenhaus.

Dienstag, 16. 7., 19.30 Uhr, Evangelisch-Katholische Arbeitsgemeinschaft im Kleinen Klubraum des Studentenhaus. Ltg.: die Studentenpfarrer.

Mittwoch, 17. 7., 20.00 Uhr, Mediziner-Kreis im Kleinen Klubraum des Studentenhaus. Thema: „Grundsätze gesunder Sexualethik“.

Freitag, 19. 7., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhaus. Thema: „Wie war das ‚Dritte Reich‘ möglich?“

Montag, 21. 7., 19.15 Uhr, Studentische Glaubensschule im Großen Klubraum des Studentenhaus.

Dienstag, 22. 7., 20.00 Uhr, Caritas-Arbeitsgemeinschaft für Studentinnen im Elisabeth-Frauenheim, Senckenberganlage 16. Ltg.: P. Richard Kliem OP.

Freitag, 26. 7., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Großen Klubraum des Studentenhaus. Thema: „Edzard Schaper“.

Sommerfest der KSG: Sonntag, den 21. Juli, 19.00 Uhr, Tanz im Casino des Römer, Alte Mainzer Gasse 4. Karten im Sekretariat der KSG und an der Abendkasse.

Ferienveranstaltungen

Sommerlager an der Ostsee: 30. Juli (Abreise) bis 15. August (Rückkehr) im Haus St. Michael, Kiel.

11. Katholischer Deutscher Studententag 1957 in Eichstätt (Bayern): 31. Juli bis 5. August. Thema: „Die eine Kirche in der einen Welt.“

Evangelische Studentengemeinde

Evangelische Studentengemeinde

Gottesdienste

Sonntag, 21. 7., 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhaus: Semesterschlußgottesdienst.

Mittwoch, 24. 7., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhaus: Abendmahlfeier zum Semesterschluß.

Hochschulabende

Mittwoch, 17. 7., 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhaus: Stud.-Pfr. Dr. W. Böhme: „Das Heil in der Geschichte“ (I. Mose 12).

Sonstige Veranstaltungen

Dienstag, 16. 7., 19.30 Uhr, Kleinen Klubraum des Studentenhaus: Evgl.-Kath. Arbeitsgemeinschaft: Stud.-Pfr. Dr. W. Böhme: „Die Leitung der Kirche nach evangelischem Verständnis“.

Donnerstag, 18. 7., 20.00 Uhr, Kleinen Klubraum des Studentenhaus: Diskussionsabend für ausländische Studenten.

Freitag, 19. 7., 20.00 Uhr, Klubhaus Germania, Schaumainkai 65: Sommerfest.

30. 7. bis 3. 8.: Evangelischer Studententag in Stuttgart: „Die Vollkommenheit Gottes im Zeitalter der Perfektion“.

Ferienkreis: jeden Mittwoch 19.15 Uhr im Großen Klubraum des Studentenhaus — erstmalig 14. 8. 1957.

Das Auslandsreferat berichtet:

Kaum hat das Sommersemester begonnen, schon überlegt man sich, wo man den diesjährigen Urlaub zu verbringen gedenkt. Was liegt da näher als sich bei seinem „studentischen Reisebüro“ zu informieren? Die Auslandsstelle des Bundesstudentenringes, Bonn, hat in ihrem Sommerprogramm wieder eine Fülle von Vorschlägen und Reisen aufgeboden, worunter wohl für jeden etwas Interessantes dabei sein dürfte. Am begehrtesten sind immer die Sammeltransporte nach London und Barcelona, Flüge in alle Richtungen und die Arbeitslager.

Das Auslandsreferat beschränkt sich jedoch auf seine traditionellen Orientreisen und seine 5-Tagefahrten nach Paris (20.—26. 7.; 3.—9. 8.; 23.—29. 8. und 26. 10.—1. 11). Der Fahrpreis ist sehr niedrig: ab DM 33,— für Fahrt und Übernachtung in Hotels. Die Fahrt am 3. August wurde für unsere ungarischen Kommilitonen und einige Deutsche organisiert. Am 20. Juli findet eine Fahrt in das Ruhrgebiet statt, zu der sich auch schon viele Ausländer angemeldet haben.

Außerdem wurden durchreisende Gruppen aus Jugoslawien, England, Spanien betreut und neu ankommende Kommilitonen wurden abgeholt und bei ihren Bemühungen ein Zimmer zu finden etc. unterstützt. hm



Universitätsfest in Schwetzingen

Das diesjährige Universitätsfest bestand lediglich aus einem Ausflug nach Schwetzingen. Die 600 Teilnehmer, unter ihnen zahlreiche Professoren, verbrachten einen gelungenen Abend im Schloßpark bei heißer Musik. Unser Bild zeigt ASTA-Vorsitzenden Scheunemann, den Manager des Ereignisses, bei vergnüglichem Tun.

Wo ist unser Standort?

„Das Ausbildungsziel der Hochschulen in der modernen Gesellschaft“. Das war das Thema der Hochschultagung, die von der University of Chicago und der Johann Wolfgang Goethe-Universität zu Frankfurt/M. am 9. und 10. Juli in Frankfurt veranstaltet wurde.

Erfreulicherweise waren neben den amerikanischen und deutschen Professoren mit Henry Laugier von der Université de Paris und Peter S. Noble vom King's College, London, auch französische und englische Vertreter erschienen.

Am 9. 7. um 10 Uhr eröffnete Se. Magnifizenz, der Rektor, Prof. Coing, in der Aula unserer Universität die Tagung mit den Vorträgen der Herren Professoren Laugier (Paris), Noble (London), Harris (Chicago) und Litt (Bonn).

Waren die Vorträge ihrem Wesen nach auch verschieden angelegt, so fand sich in der Darstellung des Bildungsziels in den vier großen westlichen Kulturländern ein gemeinsamer Zug: Dem Studierenden zu helfen, sich neben dem notwendigen Spezialstudium zu bilden, das heißt, von seinem besonderen wissenschaftlichen Zweige aus seine Verbindung zum Ganzen und seine Stellung im Ganzen seines Lebensbereiches, seines Staates zu erkennen.

Dazu gehört, wie Professor Litt ganz besonders betonte, daß neben den Schülern sich auch die Erzieher und Wissenschaftler über ihr Fachgebiet hinaus mit den großen Problemen der Gegenwart beschäftigen — als Beispiel führte er die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus an — damit sie den Fragen der Jugend nicht aus dem Wege zu gehen brauchten, sondern leiten und helfen könnten.

Der Inhalt der Vorträge beschränkte sich nicht nur auf die Erörterung des erstrebten Bildungszieles, sondern Berichte über Universitätsverhältnisse in den anderen Ländern, über die Möglichkeiten zu studieren und über Maß und Begrenzung der akademischen Freiheit waren eine sachliche und interessante Ergänzung und brachten manche Anregung. So einer der Grundgedanken des „Tutorial system“, den P. S. Noble vortrug, nämlich, daß sich Studenten in kleinem Kreise durch gemeinsame Arbeit und Diskussion auch gegenseitig selbst unterrichten können.

Als Professor Horkheimer (Frankfurt) in seinen Schlußworten das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Universitäten Chicago und Frankfurt als eine der Grundlagen für diese Tagung hervorhob und allen Beteiligten dankte, die durch ihren Beitrag ihr Zustandekommen ermöglichten, zeugte der herzliche Beifall der Anwesenden dafür, daß er auch in ihrem Namen gesprochen hatte.

Ludwig Franke

Erklärung

In einem Artikel auf Seite F 2 des letzten DISKUS wird gegen das Auslandsreferat ein Vorwurf erhoben, der keineswegs neu ist, aber gegen den wir uns um so entschiedener zur Wehr setzen müssen. Das Auslandsreferat sieht seine Hauptaufgabe keineswegs in der Durchführung von billigen Reisen ins Ausland. Die Hauptaufgabe ist und bleibt, — kein Auslandsreferent hat jemals eine andere Politik verfolgt — die Betreuung der in Frankfurt studierenden und durch Frankfurt reisenden Ausländer. In dem erwähnten Artikel wird gegen einen Teil dieser unbestrittenen Hauptaufgabe des Auslandsreferates, nämlich die Betreuung der in Frankfurt studierenden Ausländer Stellung genommen.

In dem besagten Artikel wird uns empfohlen, einen Teil der Zeit, die wir für unsere Reisen in Anspruch nehmen, für unsere

Ausländer zu verwenden. Dieser Rat ist zweifellos sehr gut gemeint, zeugt aber davon, daß der Verfasser des Artikels sich noch nicht die Mühe gemacht hat, sich einmal näher über unsere Tätigkeit, unsere Pläne und unsere Erfahrungen auf diesem Gebiete zu unterrichten.

Wir wissen zwar selbst, daß für die „Betreuung“ (der Ausdruck ist zwar fürchterlich, aber kaum zu umgehen) unser ausländischen Freunde noch viel zu wenig getan wird. Entschieden wehren wir uns aber dagegen, daß das an uns liegt.

Bereits seit Herbst 1956 kämpfen wir ununterbrochen darum, unseren großen Plan, die Einrichtung eines internationalen Klubs, in einer großräumigen Wohnung für unsere ausländischen Kommilitonen und deutschen Freunde, die sich für unsere Ausländerarbeit interessieren, zu einem erfolgreichen Abschluß zu bringen. Im Wintersemester wird es nach menschlicher Voraussicht so weit sein. Erst dann, wenn wir ständige Möglichkeiten haben, Kontakte herzustellen und zu vertiefen, werden wir eine Ausländerarbeit leisten können, die Konzeption hat.

Bis dahin müssen wir uns bemühen, und das tun wir auch mit aller Kraft, Ausländer und Deutsche zusammenzuführen wo es auch geht. Daß uns das in allen Fällen gelingen wird, kann niemand erwarten. Wir veranstalten jetzt öfters am Wochenende Fahrten von ausländischen und deutschen Kommilitonen, auf denen wir hoffen, Kontakte bilden zu können. Wir waren vor ein paar Wochen 2 Tage in Würzburg, Ende Juli fahren wir 3 Tage in das Rheinland. Auf diesen Fahrten, die keineswegs reine Vergnügungsfahrten sind, hoffen wir Ausländer und Deutsche durch gemeinsame Erlebnisse zusammenzuführen.

Es ist keineswegs so, daß sich unsere Tätigkeit in bezug auf Ausländerbetreuung auf die Ausrichtung von Tanzveranstaltungen beschränkt. Die Tanzveranstaltungen aber, das darf an dieser Stelle auch einmal gesagt sein, sind für die Schaffung von Kontakten bestimmt nicht zu unterschätzen. Einmal deswegen, weil sie eine Anziehungskraft ausüben, wie sie sonst keine Veranstaltung ausüben kann. Wenn der Tanzabend allerdings seinen Zweck mit seinem Abschluß erreicht hat, dann hätte er seinen Zweck eben nicht erreicht. An solchen Abenden sollen nämlich Deutsche und Ausländer zusammen geführt werden und Freundschaften geschlossen werden, die den Abend überdauern. An diesem Punkt stehen wir vor einem ernststen Dilemma. Sollen wir unsere Veranstaltungen so publizieren, daß viele Deutsche kommen, oder sollen wir nur die Deutschen einladen, von denen wir wissen, daß sie sich für Ausländerarbeit interessieren und nicht nur ein billiges Tanzvergnügen suchen, zu dem sie sich die eigene Frau mitbringen. Der richtige Weg liegt in der Mitte. Wir müssen eine breite Schicht von Studenten für unsere Arbeit erfassen, die sich aber für solche Arbeit wirklich interessieren. Wir freuen uns über jeden, der gelegentlich eine durchreisende Gruppe durch die Stadt führt, und auch gewillt ist, sich auf unseren Veranstaltungen unseren Ausländern zu widmen.

Daß ich zu diesem Anliegen besonders die Damen auffordern muß, zeigt das zweite Dilemma unserer Ausländerbetreuung. Ein großer Teil unserer ausländischen Freunde erwartet von uns, daß wir sie mit „Wunderpuppen“ beliefern. Diese Erwartung ist bestimmt verständlich, aber von unserer Seite nicht so leicht zu erfüllen, wie wir das vielleicht gerne möchten. Das ist ein großer Pferdefuß bei der gesamten Ausländerarbeit.

Das Auslandsreferat der ASTA veranstaltet in diesem Semester:

24. Juli, 20.00 Uhr, Aula der Universität

„Jamaica-steel-band“

Westindien spielt klassische Musik und neuesten Jazz alles auf

Petroleumfässern

Karten ab 15. Juli im ASTA.

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG - BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenb. Landstr. 131

(nähest der Universität)

Fernruf 77 55 89

Das Fühlen des Pulses ist eine Art Überwachungsmaßnahme. Sie geschieht in (Für-)sorge um den Patienten und ist oft der erste Teil einer Diagnose. Freilich ein besonderer, denn man versucht gewissermaßen durch Beobachtungen am Äußeren, an Frequenz, Amplitude und Rhythmus der Blutdruckwellen, das Innere zu beschleichen, um etwas von seinem Befinden zu erfahren. Insofern hat das Pulsfühlen etwas Intimes oder vom Objekt Ungewolltes. Dieses scheut sich vor den Konsequenzen. Nicht immer, aber meist. Und dann nicht immer zu Unrecht, aber meist. Die Konsequenzen sind im Falle eines unnormalen Pulses Operation, Spritzen oder ähnlich direkte Dinge.

Der DISKUS hat vor einiger Zeit begonnen, in jeder seiner Nummern an dieser Stelle seiner näheren Umgebung am Puls zu fühlen. Zunächst erscheint das unpassend, unkonventionell oder gar fleghaft. Aber es geschieht in Fürsorge um den Patienten und ist oft . . . (etc. etc. Siehe oben!) Auch in diesem Falle hat es etwas vom Objekt Ungewolltes und es protestiert. Tatsächlich haben wir bisher auf jedes dieser Artikelchen eine Reaktion erlebt. Allerdings in der verschiedensten Art und Weise. Der eine merkt auf und spürt, daß bei ihm etwas nicht in Ordnung ist, der zweite lächelt verlegen bis säuerlich und meint, daß derartiges doch nicht unbedingt an die Öffentlichkeit gehöre, die dritten beweisen uns in geharnischten Zuschriften, daß wir erfreulicherweise im Irrtum waren und der vierte endlich läuft blaurot an und droht mit dem Schwarzen Mann oder Rektor. Letztere Fälle sind bedenklich und gehören vor den Röntgenschildern.

Alle Arten von Reaktionen bestärken uns jedoch in dem Glauben, weiter Mißstände aufsuchen und damit Unmut auf uns laden zu müssen, wobei wir nicht einmal behaupten, daß die Mißstände an unserer Universität reichlicher wären als anderswo. Aber selbst Prophylaxe ist in keinem Falle vom Übel.

Natürlich wird der oder jener kommen und nach unserem Pulse schauen, ob der denn der rechte wäre. Wir sind's zufrieden, wohlwissend, daß wir die Letzten sind, die so etwas nicht nötig haben. Nicht jede Krankenschwester ist ein Ausbund an Gesundheit. Das ist aber kein hinreichender Grund, sie ihrer Sorgepflicht zu entbinden. Und Kritik an uns soll uns auch nicht hindern, uns um das richtige und optimale Funktionieren der Universität zu kümmern, deren gesunde Existenz wir weit höher einschätzen sollten, als es heute gemeinhin der Fall ist.

Das wäre unser Standpunkt und Plädoyer zu vergangenen und kommenden Schnüffeleien. Wobei wir versichern, daß wir zu wissen hoffen, wenn etwas aus Gründen der Klugheit oder des Anstandes nicht reif zur öffentlichen Diskussion ist. Daran fügen wir die Bitte an alle diejenigen, die an die gute Absicht und den Sinn dieser Spalte glauben, uns mit Material und Meinung zur Seite zu stehen. Werner Schaffernicht

Das dritte Dilemma, in dem wir stehen, ist, daß man von uns, dem Auslandsreferat erwartet, daß wir die Betreuung der Ausländer ex officio vornehmen. Das können wir aber nicht. Es ist ausgeschlossen, daß die Betreuung nur von uns Funktionären vorgenommen wird. Was wir können, ist, Möglichkeiten für Begegnungen zu schaffen und darüber hinaus Kontakt mit einzelnen Ausländern zu pflegen. Auch für diesen zweiten Teil finden wir immer noch Zeit. Wirkliche Erfolge können jedoch nur auf breiter Basis erzielt werden. Dies ist eine Aufgabe, von der sich jeder angesprochen fühlen sollte. Daß das bisher nicht so der Fall war, zeigt nur einmal mehr die Kluft, die zwischen Studentenschaft und ihren Organen liegt. Wir sind für jeden Studenten dankbar, der sich für die gelegentliche oder dauernde Ausländerarbeit interessiert. Die internationalen Ferienkurse, die im August stattfinden, sind vielleicht die beste Möglichkeit, mit unseren Ausländern in Kontakt zu kommen.

Daß uns in dem Artikel Phantasielosigkeit vorgeworfen wird, zeigt nur an, daß der Verfasser sich nicht die Mühe gemacht hat, unsere Gedanken, unsere Pläne, oder unsere tatsächliche Arbeit einmal zu prüfen. Her — hkk — ist nicht der erste, der die Reiseplakate im Raum 17 gesehen hat und glaubt, unseren Puls gefühlt zu haben.

Hans Thieme, Auslandsreferent

Der DISKUS hat in besagtem Artikel keineswegs gegen die „unbestrittene Hauptaufgabe des Auslandsreferates, der Betreuung in Frankfurt studierender Ausländer“ Stellung genommen, sondern vielmehr dafür. Form und Inhalt dieser Zeitschrift jedoch lassen uns erneut bedauern, keine andere Einflußmöglichkeit zu besitzen als „Am Puls zu fühlen!“

Die Redaktion.

Universitätsbuchhandlung

BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon: 23633 u. 25264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,

Medizin, Technik,

Naturwissenschaften

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS

AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT

15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse Das Werk erscheint in 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39A

Wortes (des beschreibenden Dichters) eben eines Teils ihres lebendigen Wesens beraubt werden müßten.

Das Gespräch erweist sich so als ein schwingender Resonanzboden, der — nach dem Anreißer der Saiten durch die Stimmen im Gespräch — die Töne des immanent anwesenden Daseins verstärkend durcheinanderwebt und weiter-schwingen läßt, der sie so dem sinnlichen Empfinden fühlbar mitteilt, ohne daß die Bewußtheit des Verstandes bemüht werden muß. Denn die unmittelbare Selbstäußerung aus dem Kunstwerk hat sich bereits im Gemüt des Aufnehmenden eingelagert, bevor sein Intellekt sie noch ergreift; ihm selbst noch unbewußt wird sein Fühlen in Bewegung gesetzt nach einem bislang nur dem Schöpfer des Werkes bewußten Ziele

hin. Wenn dann dieses Ziel erreicht ist, wenn dann schließlich der Intellekt dieses Zieles ergreifen, der Aufnehmende es endlich begreifen muß, so ist er vom Gefühl her bereits vorgestimmt und aufnahmebereit. Der Intellekt muß sich nicht mehr abkühlend und distanzschaffend zwischen den Aufnehmenden und sein Objekt schalten, sondern braucht nur mehr in die Festumrissenheit der Einsicht heraufzuheben, was im Gemüt bereits unbewußt vorschwebte. In einem Augenblick muß so im Begreifen des Aufnehmenden das Aufgenommene zur vollen Wirklichkeit und Wirksamkeit zusammenschießen, muß sich die Erfüllung zur Erfahrung objektivieren: die evocatio der Gemütsbewegung bewirkt die invocatio des lebendigen Daseins.

Bemerkungen zum Dialog

Eine Randnotiz zu neueren amerikanischen Schriftstellern

Der Dialog, die wechselnde Rede zwischen mehreren im Medium des Wortes sich auseinandersetzen Personen, ist in jeder literarischen Form als ein Bauelement anwendbar, wenn er auch eine eigentlich strukturbestimmende und -bestimmte Funktion erst im Drama findet. Ist der Dialog im Drama ein echtes Konstituens, so läuft er in den literarischen Prosaformen als eines der darstellerischen Mittel unter vielen mit und erhält oft nur eine ausgesprochene Statistenrolle zugewiesen: er soll auflockern, eine Abwechslung in den Strom der Erzählung bringen, realitätbetonten Randfiguren den Auftritt ermöglichen (so läßt sich Dialekt nur im Dialog wiedergeben, wenn nicht das Ganze überhaupt in Dialekt geschrieben ist) — es ist oft nur noch eine kleine und unwichtige Charge, die ihm verbleibt. Dabei stecken jedoch im Dialog auch in der Erzählliteratur Möglichkeiten, die ihn weit über solche Nebenrollen erheben könnten. Greifen wir einmal hinein in den Vorrat älterer amerikanischer Prosa und fischen wir zwei kurze Dialogszenen heraus: aus Mark Twains Abenteuer des Huckleberry Finn.

Die erste Szene ist ein Zwiegespräch zwischen Huck und seinem Freund Tom; ihre Suche nach dem verschwundenen Neger Jim ist ergebnislos geblieben.

Wir hörten auf zu reden und fingen an zu denken. Nach 'ner Weile sagt Tom:

„Guck' mal, Huck, wir sind doch dämlich, nicht eher d'ran zu denken! Ich wett', ich weiß, wo Jim ist.“

„Nein! Wo denn?“

„In der Hütte unten bei der Aschgrube. Guck' doch 'mal. Wie wir beim Essen war'n, hast Du da nicht gesehn, wie 'n Negerkerl da 'reinging mit Fressalien?“

„Ja.“

„Was glaubst Du, wofür die Fressalien war'n?“

„Für 'n Hund.“

Hätt' ich auch gedacht. Also, 's war eb'n nicht für'n Hund.“

„Wieso denn?“

„Weil 'ne Wassermelone dabei war.“

„Ja wirklich — ich hab's gesehn. Mensch, is' doch toll, daß ich nie d'ran gedacht hab', daß 'n Hund gar keine Wassermelonen frißt. Da sieht mer, wie mer sehn kann und daderbei doch nischt sieht.“

Abgesehen davon, daß sich Mark Twains großartige Kunst der wirklichkeitsnahen, lebendigen Darstellung manifestiert noch in diesem herausgerissenen kurzen Wechselgespräch, zeigt dieses ganz allgemein sämtliche Einzellerscheinungen, die das Wörterbuch unter dem Stichwort aufzuzählen weiß:

Der Dialog verleiht der Handlung einen Anhauch unmittelbarer Gegenwärtigkeit, wobei er zugleich auch diese voranträgt, indem er aus der zugrundeliegenden Auseinandersetzung entspringt und sie weiterreicht. In erzählender Dichtung ergibt er darüber hinaus eine zusätzliche Abwechslung und größere Natürlichkeit; durch den notwendigen Übergang ins Präsens bringt er die Handlung näher, läßt er sie geschwinder und intensiver wirken.“ In Reduktion auf eine kürzeste allgemeinverbindliche Formel: Dialog ist handlungsfördernd und -tragend, ergibt Variationsmöglichkeiten, wirkt naturnachahmend und eindrucksintensivierend.

In jener Dialogszene ist nichts, was über diesen so abgesteckten Rahmen hinausginge — außer vielleicht einer Erscheinung, die freilich lexikographisch nicht so leicht zu erfassen ist: das ist die assoziative und affektive Wirkung, die von ihr ausgeht. Sie wird hervorgebracht vom Dialekt (der im Original ein echter Dialekt ist), von der heraufbeschworenen Situation, von der implicite sich ausdrückenden Mentalität und Reaktion der beiden Jungen, und letztlich von der Situation einer menschlichen Kreatur, die an einen Ort gefesselt ist, wo man allenfalls einen Hund erwartete. Doch ist diese Wirkung schwach, sie wohnt bereits Mark Twains Erzählkunst an sich inne und ist zu einem wesentlichen Teil stofflich begründet. Eine andere Dialogszene des gleichen Buches hingegen ist ausschließlich nur auf diese affektive und rein subjektive Wirkung hin aufgebaut — sie erfüllt keinerlei objektive Aufgabe innerhalb des Ganzen.

Da ist etwas Unfaßliches geschehen, und zudem sind noch einige Dinge auf rätselhafte Weise verschwunden: nun hok-

ken Männlein und Weiblein beieinander und bekakeln das Erlebnis — allen voran die alte Mrs. Phelps.

„Also, ich sag' Euch, das legt doch einfach alles um, was ich je gehört hab'. Na, also — Geister hätt'n nischt besser mach'n un' nich' schlauer sein könn'! Un' ich glaub', das war'n wirklich Geister — eb'n weil, Ihr kennt ja unsre Hunde, und über die geht nischt: un' die Hunde sin' den' noch nich' mal auf die Spur gekommen! Das soll mir doch erklär'n, wer's kann! — wer's kann!“

„Ja also, das schlägt doch wirklich . . .“

„Donnerwetter, ich hätt' niemals . . .“

„Herrjemineh, ich wär' doch bestimmt nie . . .“

„Diebe unter sein' eignen Leuten, un' dann noch dazu . . .“

„Achdumeinegütenochmal, ich hätt' ja Angst gehabt, hätt' ich da wohnen . . .“

„Angst, da zu wohnen! — na also, ich war dermaßen verängstigt, daß ich kaum noch ins Bet zu gehn gewagt hab', oder aufzustehn, oder mich hinzulegen, oder mich hinzusetzen! Herrjeh, die konnten ja alles stehlen, die konnten mir ja noch den . . . na, himmelswillen, Sie könn' Sich denken, in was für 'ner Aufregung ich war, wie's so auf Mitternacht zuzug, letzte Nacht.“

Diese Szene ist gänzlich unwichtig und nebensächlich, sie wirft nur ein vorüberhuschendes Glanzlicht auf das Verhalten von ein paar völlig anonymen oder zumindest belanglosen Randfiguren; in keiner Weise also ist sie Träger, oder gar Förderer, der Handlung. Für die Handlung hätte es genügt, würde der Erzähler berichtet haben, daß man schließlich gar im Dorfe an das Werk von Geistern geglaubt habe (denn selbst dieser Geisterglaube ist letztlich nichts als eine humorig-ironische Randnotiz — nichts entsteht, oder erklärt sich, daraus). Umso stärker aber ist die affektive Wirkung, dieses Häuflein munkelnder, hochwichtig die Köpfe zusammensteckender, sich gegenseitig die Emotionen und Imaginationen immer höher peitschender Hinterwäldler erwacht vor dem Leser zu wirklichem, beängstigend spürbarem Leben. So wird der Leser durch solche Szenen immer wieder aufs neue, immer wieder anders aufgeschlossen für die Aufnahme des Ganzen, wird zubereitet, es immer tiefer und immer breiter in sich selbst hineinwirken zu lassen, nicht nur nachzuerleben, sondern mit dem Autor mitzerleben.

Mit impressionistischen, deftig die Wirklichkeit nachzeichnenden Strichen hat Mark Twain diese zweite Dialogszene hinzugesetzt: er griff ganz automatisch zum Dialog, da dieser hier allein die Wirklichkeit ist — der ganze Geisterspuk existiert da nur in diesen Redefetzen. Ebenso aber verwendet er an anderer Stelle zur Erreichung wirklichkeitsschaffender, verwirklichender Szenen auch beliebige andere Bauformen der Erzählkunst, wie sie sich ihm gerade anbieten und geeignet erscheinen; der Dialog ist ihm ein konventionelles Mittel unter anderen, nicht eine neue, absolute Möglichkeit zur Erreichung einer bestimmten künstlerischen Absicht.

Ein anderer Amerikaner aber, nur wenig jünger als Mark Twain, der sein Leben lang mit den Problemen künstlerischen Formgestaltens rang, gelangte schließlich zu einer eigenen Auffassung von den Wesensmöglichkeiten des Dialogs in der Prosa und wendet diesen als ein eigenes Spezifikum durch sein ganzes Werk hindurch immer wieder bewußt an. Bezeichnend, wer er selbst einmal als das Wesensmerkmal des Dialogs benennt:

„Wir müssen bedenken, daß der ‚Dialog‘, außer in Fällen, da er organisch ist, da er das eigentliche Gesetz der Angelegenheit ist,

außer also im Drama,

daß der Dialog wesensmäßig das flüssige Element ist. Der Strom

des Dialogs in der Prosa,

das ausgedehnte, lose, unbeschwerte Dahinströmen der gesprochenen Bewegung, der gesprochenen Anteilnahme — so viel man nur eben will — ist dank dieses Flüssigkeitszustandes tatsächlich ein Strom, so gering an geprägter Struktur, daß wir darin entlangtreiben und herumplätschern.“

Das ist die Erkenntnis Henry James', des amerikanischen Erzählers, der sich wohl von seinen Anfängen an am intensivsten mit den theoretischen Grundlagen seiner Kunst ausein-

andergesetzt hat, der im Laufe dieser Auseinandersetzung im beständigen Wechselwirken von kritischem Denken und schöpferischem Darstellen schließlich zu einer ganz eigenen, höchst sensiblen und sublimen (und von seinen Zeitgenossen nicht mehr verstandenen) Vollendung der Darstellung emporgedrungen ist. Seine reifen Werke sind feinstes dichtestes Gewebe aus Stimmung und Gefühl. Sie ergreifen stets nur einen engumgrenzten Ausschnitt, erwecken diesen Ausschnitt aber zur Totalität eines allseitig geschlossenen, intensiv lebenden Bildes. Dieses Bild wird dem Betrachter vermittelt durch einen zentralen „Geist“; denn obschon diese Figur jeweils einen Namen trägt, unlöslich ins jeweilige Ganze verwoben ist, so wird sie doch von keiner faßbaren Gestalt getragen: sie ist das zentrale Medium, das sich im vollen Sinne des Wortes dem Betrachter „mitteilt“ und durch welches er das Bild erfährt. Neben diese Mitteilung nun tritt an Knotenstellen des Werks die „dramatische Szene“, der Dialog: dieser objektiviert dann die Mitteilung, diese begrenzend und zugleich eigentlich bestimmend. Hier ist eine solche Szene aus *The Turn of the Screw* (dt. u. d. T. Die sündigen Engel).

Beim Spaziergang mit ihrem Schützling hat sich die Erzieherin plötzlich der Erscheinung der lang schon verschollenen vormaligen Erzieherin Miss Jessel gegenübergefunden und berichtet nun das Erlebnis der teilnehmenden Haushälterin.

„Miss Jessel?“

„Miss Jessel. Sie glauben mir nicht?“ drang ich in sie.

Sie wand sich hin und her in ihrer Verlegenheit. „Wie können Sie das wissen?“

Bei meinem Nervenzustand entlockte mir das einen ungeduldigen Ausbruch. „Dann fragen Sie doch Flora — die weiß es!“ Aber ich hatte noch kaum gesprochen, als ich mich sogleich auch wieder fing. „Nein, um s Himmels willen, n i e ! Sie wird sagen, sie weiß nicht — sie wird lügen!“

Mrs. Grose war doch nicht zu verdutzt, um nicht instinktiv zu protestieren. „Wie können Sie bloß!“

„Weil es mir klar ist. Flora will nicht, daß ich es weiß.“

„Dann ist es nur, um Sie zu schonen.“

„Nein, nein — das geht tiefer, viel tiefer! Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr finde ich daran, und je mehr ich daran finde, desto mehr habe ich Angst. Ich weiß nicht, was ich nicht sehe — wovor ich nicht Angst habe!“

Mrs. Grose versuchte, mit mir Schritt zu halten. „Sie meinen, Sie haben Angst, sie wiederzusehen?“

„Oh nein, das macht nichts — nichts mehr!“ Dann wurde ich deutlicher. „Davor, sie n i c h t zu sehen.“

Aber mein Gegenüber sah nur verständnislos drein. „Ich verstehe Sie nicht.“

Dieser Dialog ist in der Tat „konstruktiv“ — worin James das Wesensmerkmal des richtig angewendeten Dialogs erblickt —, aber nicht für die Handlung, für Entwicklung und Fortgang der Aktion: vielmehr für die Fühlbarmachung der geistigen Haltung und des geistigen Zustandes der Erzieherin. Denn elementar erwächst aus dieser Gestalt die in unvergleichlicher Weise zugleich Medium und letztlich alleinige Handlungsträgerin ist; durch deren Augen allein der Leser die in der Ich-Form eines persönlichen Berichts vortragenen Geschehnisse gewahrt wird) diese ganze Geschichte. Wäre eben nicht das persönliche Element des Fühlens, Mitempfindens und Mitgezwungenwerdens, nichts bliebe übrig als nur eine Gespenster- und Gruselgeschichte mehr. Nicht, was die Erzieherin hier sagt, ist wichtig (die Begegnung selbst hat sie schon vorher in ihrem Bericht erzählt; daß das Kind ihr nichts von der Begegnung erzählen wird, steht lange schon fest, bleibt doch bis zum Ende der Geschichte völlig offen, ob das Kind überhaupt je sah, was die Erzieherin gesehen hatte), wichtig ist vielmehr, wie sie sich selbst sagt. Die Wirkung der ganzen Erzählung, ihre mächtige Faszination beruht im Wesen ausschließlich auf dem atmosphärischen Element, das James mit geradezu raffinierter Sensibilität auf den Schluß hin aufgebaut hat; über das faktische Element, die „Handlung“, kommt der Betrachter überhaupt zu keiner klaren Entscheidung (und es gibt in der Tat die verschiedensten „Auslegungen“). Und hier in diesem Dialog ist einer der Kristallisationspunkte dieses atmosphärischen Elements, das rational gar nicht zu erfassen ist. Durch die wörtliche Selbstäußerung der Erzieherin wird der Leser passiv in ihr Wesen und ihren seelischen Zustand hineingezwungen, so daß er schließlich von sich selbst ausrufen muß: „Ich weiß nicht, was ich nicht sehe, wovor ich nicht Angst habe!“ Was emotional durch diesen Dialog hervorgerufen wird im Leser, ist rational wahrhaftig nicht greifbar — geradezu drei-

dimensional spürbar aber wird die Gemütsverfassung der Erzieherin, sie teilt sich dem Leser mit, ob er will oder nicht. Mit voller künstlerischer Absicht hat James hier den Dialog angewendet, da nur aus der so sich ergebenden direkten Ansprache solche direkte Mitteilung von sensus an consensus realisierbar ist — das rationale Aufnehmen des Lesers aus einem (sei er auch persönlich gestalteten) Bericht würde solche sensitive Mitteilung zersetzen oder gar nicht erst zustande kommen lassen. Was James am Dialog in der Prosa sonst als fehlerhaft rügen kann, daß wir, die Leser, in seinem umgeformten Strom „entlangtreiben und herumplätschern“, das wendet er hier umgekehrt als ein positives Kunstmittel an, da er gerade will, daß der Leser getrieben werde und schwimmen müsse. Aus dem Dialog objektiviert sich, wie eine kompakte Aura, die Haltung der mitteilenden Erzieherin, und ihr Bericht erhält von daher seine unmittelbare lebendige Realität für den Aufnehmenden. Das ist, was James mit dieser Geschichte erreichen wollte und erreicht hat: „Laß den Leser das Böse e r d e n k e n , laß es ihn sich selbst, und für sich selbst denken, und du als Autor bist befreit von schwächlichen Ausführlichkeiten.“

Von dieser subtilen Kunst des reifen Henry James hatte sich die nachfolgende amerikanische Literatur völlig abgewandt. James starb während des ersten Weltkriegs; doch schon vorher hatte es überall in der Kunst zu gären begonnen, und es war eine radikal andere Generation, die Anfang der zwanziger Jahre ihre Schriften ans Licht stellte. Es war eine experimentierbesessene Generation, die neue Wege gehen und die Konventionen möglichst samt und sonders über Bord schmeißen wollte, die zurückgehen wollte auf ursprüngliche Formen des Bewußtseins und der Aussage. Es nimmt nicht wunder, daß sie dabei auch den Dialog, das ursprüngliche Verständigungsmittel unter Menschen, ergriff und ihm neue Ausdrucksmöglichkeiten abzuwingen suchte. Als ein lautstarker und massiver Exponent dieser Generation prasselte damals Ernest Hemingway in den literarischen Blätterwald hinein — und als die Staubwolken sich legten, da hatte er seinen eigenen, neuen Stil geprägt und schon die ersten Epigonen hinter sich hergezogen. Er erwies sich, wie seine frühen Kurzgeschichten bereits zeigen, als ein Meister in der Durchformung und Anwendung des Dialogs.

In *The Sun Also Rises* (dt. u. d. T. Fiesta) schreibt er, wie zwei Amerikaner inmitten lauter Basken auf dem Dach eines Omnibusses eine spanische Landstraße entlangfahren.

Ein Mann lehnte sich herüber von der anderen Seite der Sitzbank und fragte auf englisch: „Sind Sie Amerikaner?“ „Ja sicher.“ „Ich bin drüben gewesen.“ sagte er. „Vor vierzig Jahren.“ Er war ein alter Mann, ebenso braun wie die anderen, mit einem weißen Stoppelbart. „Wie war's?“ „Was sagt'se?“ „Wie war Amerika?“ „Oh, ich war in Kalifornien. 's war nett.“ „Warum sind Sie wieder fort?“ „Was sagt'se?“ „Warum sind Sie wieder nach hier zurück?“ „Oh! Ich bin zum Heiraten wieder rübergekommen. Ich wollte wieder rüber, aber meine Frau, die is nich gern unterwegs. Sind'n Sie her?“ „Kansas City.“ „Bin ich gewesen.“ sagte er. „Bin in Chicago, St. Louis, Kansas City, Denver, Los Angeles, Salt Lake City gewesen.“ Er zählte sie sorgfältig auf. „Wie lang sind Sie drüben gewesen?“ „Fünfzehn Jahre. Dann bin ich heim und hab geheirat.“ „Sie'n Schluck?“ „Klar.“ sagte er. „Das könn'Se nich kriegen in Amerika, ha?“ „Gibt's massenweise, wenn Sie's bezahlen können.“ „Wozu sin'S'n hierrübergekommen?“ „Wir wollen zum Stierkampf in Pamplona.“ „Gefall'n Ihn' die Stierkämpfe?“ „Ja sicher. Ihnen nicht?“ „Ja.“ sagte er. „Ich glaub sie gefall'n mir.“ Dann nach einer Weile: „Gehn'S'n jetzt hin?“ „Rauf nach Burguete zum Fischen.“ „Na.“ sagte er, „ich hoff Sie fang'n was.“ Er reichte uns die Hand und drehte sich wieder nach der hinteren Seite der Bank um. Es hatte Eindruck auf die anderen Basken gemacht. Er setzte sich bequem zurück und lächelte mich an, als ich mich umdrehte, um die Landschaft anzusehen. Aber die Anstrengung, amerikanisch zu sprechen, hatte ihn anscheinend ermüdet. Er sagte kein einziges Wort mehr danach.“

Aus den kurzen, kargen, ganz nüchternen und scheinbar völlig emotionslosen Worten des alten Mannes baut sich der Umriss seines ganzen Lebens auf — es brauchte nicht einmal der Erzähler dazwischenzutreten, um uns wissen zu lassen, daß das ein alter Mann ist. Vierzig Jahre lebt er nun schon wieder in Spanien, fünfzehn Jahre war er in Amerika, ist damals zurückgekehrt, um sich eine Frau zu nehmen: so entsteht aus dem Gespräch sein Alter, ohne daß es gesagt werden müßte. Und es ist tatsächlich sein ganzes Leben, was er da vor den beiden Amerikanern und vor uns ausbreitet — viel mehr war es nicht. Sein größtes Erleben, das waren die Jahre in Amerika, sorgfältig zählt er die Stationen jener Jahre auf, und dabei verfolgt man seinen Weg von der rauhen, lärmenden Industriestadt im Norden bis hin in den südwestlichsten

Winkel. Irgend ein junger Mann, der Geld verdienen, seinen Weg machen und sein Leben leben will, doch der nicht Härte und Stehvermögen genug hat, an jenem harten Platze zu bleiben, wo das Geld gemacht wird. Es zieht ihn nach einem angenehmeren Klima, und seine letzte Station liegt schon auf dem Weg zurück nach Osten, ist selbst schon die erste Etappe der Flucht vor dem Fremden, Anderen, der Rückkehr nach Hause — das Land um Salt Lake City ist nicht mehr so fremd, so unähnlich dem der Heimat. So kehrt er schließlich heim, und der Traum von Ferne, Abenteuer, Eroberung ist ausgeträumt, die Frau, die er sich nimmt, will nicht von zu Hause weg. Er wäre aber selbst auch nicht noch einmal fortgegangen, wäre sie auch mit ihm gekommen — er ist wieder der arme baskische Bauer, wie es seine Väter waren und wie es seine Kinder sein werden. Er ist einer wie sie alle — und doch hat ihn sein Leben einmal herausgehoben aus dieser Einförmigkeit, ihn hineingestellt in das Besondere; und er war auch schwach, das Besondere zu meistern und selbst ein Besonderer zu werden, so zehrt er doch davon bis an sein Ende. Drum läßt er auch den bescheidenen Kontakt mit dem Erleben nie ganz abreißen: er spricht noch amerikanisch, wenn er es auch nicht so recht versteht, anfänglich, und sich noch einmal fragen lassen muß, und er weiß, daß in Amerika Prohibition ist und deutet es augenzwinkernd an. Seine Besonderheit scheidet ihn noch immer, wenn sie sichtbar wird, von den Anderen, Grauen, Gleichförmigen — daß er mit solchen Wundertieren in ihrer eignen Sprache sprechen kann, verfehlt seinen Eindruck nicht. Befriedigt lehnt sich der alte Mann schließlich zurück, als alles gesagt ist; dieser Moment wiederholter Besonderheit hat Jahre der Gleichförmigkeit aufgehoben. Für wirkliche, bleibende Besonderheit aber ist er nicht bestimmt: die Anstrengung des besonderen Moments, dem er nur noch mit Mühe gewachsen ist, läßt ihn erschöpft und ausgepumpt, er sinkt wieder zurück in die Gleichförmigkeit und vermag nur noch einmal zurückzulächeln.

Es ist ein einfaches, ein bißchen trauriges und ein wenig leeres Leben, das der kurze Dialog lebendig spürbar vor uns ausbreitet — aber es ist ein Leben, das einmal eigne Gestalt angenommen hat. Und am Abganz solcher Gestalt wird das Besondere, Einmalige eines Lebens durchsichtig und hebt es heraus aus der schemenhaft bleichen Gestaltlosigkeit des übrigen menschlichen Hintergrunds. Dem Ganzen des Werkes aber verleiht diese winzige Episode einen weiteren Klecks lebendigen und dem Werk Leben einhauchenden Lokalkolorits. Wie hier in dieser winzigen Szene der alte Mann sein ganzes Leben schildert, so liegt auch in Hemingways letztem Buch „Der alte Mann und das Meer“ in einer einzigen Episode aus dem Leben eines Menschen doch sein ganzes Leben umschlossen: das, was an dem Leben wichtig war, was so nur erst dieses Leben zu einem wirklich gelebten machte (und charakteristisch ist auch in diesem letzten Buch wiederum die Anwendung des Dialogs, der dort oft als ein Dialog des alten Mannes mit sich selbst oder mit seinem Körper erscheint).

Zur Zeit, als Hemingway seine ersten Schritte vom Journalisten und Reporter zum Erzähler tat, hatte ein anderer Amerikaner, der sich — wie Henry James — England zum ständigen Aufenthalt wählte, schon zu schreiben begonnen und die Grundlagen seines Schaffens gefunden. Dieser, T. S. Eliot, trug bereits im Jahre 1919 in seinem Hamlet-Aufsatz seinen Grundgedanken von jenem „objective correlative“ vor, das das einzige Mittel sei, in der Kunst eine wahre Gemütsbewegung zum Ausdruck zu bringen und als Gemütsgriffenheit dem Aufnehmenden mitzuteilen. Dieses objektive Korrelat ist gleichsam die kritisch-theoretische Erfassung dessen, was Henry James in seinem Schaffen praktisch gestaltete: es meint die Evokation der singulären, jeweils dem darzustellenden Gegenstand wie dem aufnehmenden Individuum angemessenen Emotion durch darstellerische Mittel — da eine Emotion nie aus Beschreibung zu erzeugen ist, muß sie sich aus Darstellbarem sensorisch-induktiv objektivieren. Eine dieser Darstellbarkeiten aber ist eben das Gespräch, das Eliot denn auch zu diesem Ende anwendet, wie etwa in dem Gedicht „The Waste Land“ von 1922.

„Meine Nerven sind heut abend schlimm. Ja, schlimm. Bleib bei mir.

Sprich mit mir. Warum sprichst du nie. Sprich.

An was denkst du jetzt? Was denkst du jetzt? Was?

Ich weiß nie was du grade denkst. Denk.“

Ich denk wir sind auf der Rattengasse,

Wo die Toten ihre Gebeine verloren.

„Was soll ich jetzt machen? Was soll ich machen?“

„Ich werde hinausrennen so wie ich bin, und auf die Straße gehn,

Das Haar offen, so. Was sollen wir morgen machen? Was sollen wir jemals machen?“

Das heiße Wasser um zehn.

Und falls es reonet, einen geschlossnen Wagen um vier.

Mit den Worten des „Gesprächs“ sucht Eliot die Mentalität der modernen Gesellschaft einzufangen — in dieser Mentalität hat sich tatsächlich eine gewisse Schicht der Gesellschaft seit damals nicht gewandelt. Es beginnt mit den „Nerven“, der Managerkrankheit der Dame (und schon viel früher erfunden als ihr männliches Gegenstück), die gerade wieder einmal „schlimm“ sind: abgegriffenes, aussagearmes, gedankenloses Modewort. Doch damit ist nur ein Akzent gesetzt, der begründende — und bezeichnende — Auftakt zur Forderung „Bleib bei mir. Sprich mit mir“. Die Angst vor dem Untergang mit dem eignen Ich, vor der Leere, die sich auftun will — und doch mit der Andere, der dann angerufen wird, stets der Fremde. Mit der Insistenz der Repetition sucht die Stimme in den Anderen zu dringen, in sein Denken, in sein Wesen, aber die Klage „Ich weiß nie was du denkst“ ist schon die Resignation vor der Unmöglichkeit des Eindringens in den anderen Wesensbezirk, eine Unmöglichkeit zumindest für die hier Sprechenden. Die gesellschaftlich routinierte Sprache, das perfekte Kommunikationsmittel der Alltagsbezüge, vermag nicht vorzudringen in den Bereich des eigentlichen Seins — die Sprache trägt die innere Leere und äußere Isolation des modernen Menschen in der modernen Gesellschaft in sich, sie sagt die Anteilhaftigkeit des modernen Lebens am bleibenden Menschlichen Wesen. Und so greift eine äußere Stimme, nicht im Gespräch stehend, sondern von außen hereinsprechend, den letzten verzweifelten Ausruf — „Denk“ jener in der Isolation resignierenden Stimme auf und spricht ihr Urteil: was für jene Gesellschaft letztlich den Menschen ausmacht, sind ein paar dürre Knochen — diesen Menschen ist die Gegenwart eine Wüstenei. Und die wiederaufnehmenden Sätze des Gesprächs sind einhämmernde Variationen über das Thema.

Damit erweist sich der Dialog in der Tat als eines der objektiven Korrelate Eliots, er findet als konstruktives Element auch außerhalb der dramatischen Gattung seinen Platz in der Dichtung. Dabei kann er jedoch einen ganz besonderen Ort einnehmen: er kann sagen, was der Dichter nicht sagen kann, er kann dem Aufnehmenden mitteilen, was das gesagte Wort nicht mitteilen kann.

Gewiß, Atmosphäre kann durch direkte Beschreibung dargestellt werden, wie ebenso das Wesen des Menschen; es gibt Meisterleistungen solcher Darstellung in der Prosa wie in der Lyrik. Doch solche Darstellung bedarf der größeren Ausführlichkeit, sie braucht gleichsam eine längere Anlaufzeit, um den Betrachter behutsam und allmählich mit einzubeziehen in die Gegenwärtigkeit des Gedichteten — sie kann nicht spontan die gleichgestimmte Aufnahme des Aufnehmenden erwirken. Allzu leicht entbehrt sie der letzten, endgültigen Lebendigkeit: das ständig zwischen Dargestelltem und Aufnehmendem stehende indirekte Wort läßt eine nicht völlig zu überbrückende Kluft zwischen ihnen, in die der Aufnehmende sogleich hineinfällt, sobald einmal das indirekte Wort zu schwach wird.

Anders wirkt das direkte Wort, das doch aussagt, was mit Beschreibung nicht ausgesagt werden kann — das aber auch gar nicht erst versuchen muß, das Unsagbare zu sagen. Das direkte Wort ist eine Selbstäußerung des Sprechenden, in der sich dieser in seinem Wesen alsbald darstellt selbst, wenn er nichts unmittelbar von sich selbst ausspricht. (Entnehmen wir doch stets bei der Begegnung mit einem Fremden aus dem, was er sagt und wie er es sagt, und welche Sprache er gebraucht, unwillkürlich einen ersten Eindruck von dem, was er ist.) Bei jeder wörtlichen Äußerung des Menschen schwingt Ungesagtes, und oft Unsagbares, mit. Wenn sich nun dann im Gespräch zwei Sprechende gegenüberstehen, so vermögen sie nicht nur ihr jeweils individuelles Wesen mitzuteilen. In der wechselseitigen Selbstäußerung wie im Gegeneinander von Frage und Antwort, von Behauptung und Bestätigung vermögen sie vielmehr zudem noch die Aura ihres Gegenüberstehens — des augenblicklichen wie des schon vergangenen oder jemals möglichen — aufklingen zu lassen: und somit schließlich die Atmosphäre des gesamten Umkreises, in dem sie sich bewegen und in dem sie sich nach dem Willen des Dichters bewegen sollen. Durch die Anwendung des Dialogs vermag der Dichter die beschwörende Vielbödigkeit des gesprochenen Wortes und die weiterhin ausstrahlende Suggestivkraft des wirklich gesprochenen Gesprächs hinüberzutragen in die Dichtung und fruchtbar zu machen für die Erschließung von Wesens- und Daseinsbereichen, die sonst durch das Dazwischentreten des indirekten

S. 113 „entnommen“, ohne daß ich ihn zitiert hätte. Hätte Herr Th. nicht Soziologie, sondern etwa Geschichte oder politische Theorie studiert, so würde er wissen, daß dieser Begriff als „arcana imperii“ auf die ehrwürdige Tradition eines runden halben Jahrtausends zurückweist. Und zweitens — aber auch da ist er ahnungslos — wäre es nun wirklich etwas reichlich einfältig, ausgerechnet Max Scheler nach einer Publikation des Frankfurter Instituts für Sozialforschung zu zitieren.

Sein letzter Vorwurf, er vermisse besagten vierten Band (Soziologische Exkurse, Ffm., 1956) mit einem Artikel „Soziologie und empirische Sozialforschung“, der zu den „pointier-testen Kritiken des Sozialforschungsbetriebes“ gehöre, unter den von mir zitierten Schriften, sollte er besser für sich behalten haben. Er bestätigt mit diesem Vorwurf nämlich nur meine Befürchtungen (MrD S. 62), in den vorwiegend mit Meinungsforschung beschäftigten Universi-

täts-Instituten für Soziologie gerate die „ältere Literatur“ in Vergessenheit. Es handelt sich bei besagtem Artikel nicht um die zweite — wie das Vorwort zu diesem Band auf S. 8 zu verstehen gibt —, sondern um die in wesentlichen Teilen unveränderte vierte Fassung ein und derselben Arbeit (Emp. Sozialforschung 27 ff., FH 1952, 585 ff.; Hdwb Sozialwiss. Bd. 9, S. 419 ff.; Soziolog. Exkurse 106 ff.). Die gleichen Gedanken finden sich außerdem im „Gruppenexperiment“ S. 15—28. Da ich die ersten drei Fassungen zitiert und mich in höflicher Form mit ihnen auseinandergesetzt habe, soweit sie für mein Thema relevant waren (S. 24, S. 33 Anm. 73 und S. 14 Anm. 17), glaubte ich wirklich die vierte nicht noch einmal zitieren zu müssen. Th. kennt offenbar keine der früheren Fassungen.

Die Frage ist, ob Soziologie, ergänzt durch Philosophie und Psychologie, nicht doch des Beistandes der Philologie bedarf. Auf vier Beinen steht sichs besser.

Aufklärung der Dialektik

Von Wilhelm Hennis

Repliken zu Buchbesprechungen können in der Regel nicht Sache des rezensierten Autors sein. Ich muß mich daher damit begnügen, auch einige der größten Fälschungen und Verdrehungen hinzuweisen, die der Rezension meiner Schrift zugrunde liegen, die der DISKUS in seiner letzten Nummer an diesem Ort veröffentlichte¹⁾.

Th. bezeichnet es als Zweck seiner Erörterungen, meinen Ausführungen „den Rahmen zuzuweisen, in den sie gehören“. Aber nicht meiner Schrift, sondern mir wird der „Rahmen zugewiesen“, wenn er mich als „Elitetheoretiker“, als einen der „Erleuchteten“ apostrophiert, denen es nur „um den Auswahlmechanismus für die natürlichen (sic!) Eliten geht“, einer jener, die „die Dummen ungestört dumm sein lassen“ und ihren „Persönlichkeitskult“ mit „Massenverachtung kompensieren“. Wer meine Schrift nicht kennt, und Th. bemüht sich an keinen Ort, um die Aufgabe eines Rezensenten, den Gedankengang des zu besprechenden Buches auch nur anzudeuten, und ich das verständlicherweise nicht nachholen kann, muß meinen, das sei aus dem Bilderbuch des „Obrigkeitsstaates“ eine jener Figuren George Grosz' auferstanden, die mit Monokel und Reitpeitsche bewehrt, dem „peuple“ mores lehren wolle. Prüfen wir, auf was gestützt, Th. mich solchem „Rahmen“ zuweist. Tragendes Argument seiner Behauptung ist, daß nach mir „einzig ... die Urteile der relativ best informierten, intelligentesten und moralischsten Bürger“ den Namen der öffentlichen Meinung verdienen (194/II). Wie kommt er zu diesem Zitat?

Da der Begriff der öffentlichen Meinung der Gegenwart fast verloren gegangen ist, und Lernen an der Tradition mir nie müßig erscheint, versucht meine Schrift auf den S. 19—31 eine Vorstellung von dem zu geben, was die wesentlichen Autoren der „älteren Staatstheorie“ von Rousseau bis Lippmann denn darunter verstanden. Dabei bemühe ich mich zu zeigen, wie die Theorie des 19. Jahrhunderts zwar zum Teil ideologischen Charakters ist, den Klasseninteressen des Bürgertums entsprach, aber dieses in den einsichtigsten Bemühungen doch auch wieder transzendierte, wie es für jeden selbstverständlich ist, der auch für das 19. Jahrhundert daran festhält, daß die Meinungen der Menschen — noch dazu der Klügsten und Bemühtesten — nicht verstanden werden können „allein als Produkt ihrer Verhältnisse, als schlechthin ideologisiert“ (MrD 24). Da diese Auffassung aber jüngstens vertreten wurde, sie liegt dem Frankfurter Gruppenexperiment zugrunde (Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Ffm. 1955, 24, vgl. MrD 24 f.), setze ich mich damit kurz auseinander. Nun heißt es im Gruppenexperiment auf S. 21, die Diskussion über gewisse Schwierigkeiten des Begriffes der öffentlichen Meinung habe diese Schwierigkeiten meist:

... naiv im Sinne von Elitetheorie und Bildungsprivileg gelöst. So bezeichnet etwa W. A. MacKinnon die von den bestinformierten, intelligentesten und moralischsten Mitgliedern einer Gruppe vertretene Ansicht als öffentliche Meinung, da diese Ansicht sich, wenn auch mitunter sehr langsam, schließlich doch behaupte und zumindest von der Mehrzahl der Gruppenmitglieder akzeptiert werde.“

MacKinnon (On the Rise, Progress and Present State of Public Opinion in Great Britain and Other Parts of the World) wird im „Gruppenexp.“ nach der 1. Aufl. aus dem Jahre 1888 zitiert. Da mir solche Auffassung gar nicht so „naiv“ vorkam und mir ein einziges Zitat eine etwas schmale Basis für die Kennzeichnung der wissenschaftlichen Bemühungen ganzer Generationen von politischen Wissenschaftlern als „naiv im Sinne von Elitetheorie und Bildungsprivileg“ zu sein schien, suchte ich die Stelle nachzuprüfen. Da mir die 1. Aufl. unzugänglich war, zitiere ich die fragliche Stelle auf S. 23 Anm. 43 nach der 2. Aufl. aus dem Jahre 1928. Dort ist nicht, wie es im „Gruppenexperiment“ wiedergegeben wird, von der „Mehrzahl“ die Rede, die diese Auffassung schließlich akzep-

¹⁾ Werner Thönnessen, Demokratie und öffentliche Meinung DISKUS Nr. 6, 7. Jg., zu Wilhelm Hennis, Meinungsforschung und repräsentative Demokratie, Tübingen 1957 (zit. M. r. D.).

tiere, sondern es heißt, sie würde schließlich „adopted by nearly all persons of any education (education, nicht Bildung!) or proper feeling in a civilized state“. Daß die Stelle ohne cant, Pochen auf Bildungsprivilegien zu deuten ist, sondern menschenfreundlichsten Optimismus ausstrahlt, davon mag sich jeder bei Mac Kinnon selbst überzeugen. Jedenfalls schien sie mir — im Kontrast — unvergleichlich einleuchtender zu sein, als der deterministische Materialismus („die bestimmenden Machtverhältnisse der Gesellschaft“, Gr. ex. 24), der dem „Gruppenexp.“ zugrunde liegt.

Ich beschließe daher diese Auseinandersetzung, die im Zusammenhang meiner Arbeit nur dazu dient, die Auffassung der „älteren Theorie“ in der Kontrastierung zu gewissen modernen Theorien schärfer festzuhalten, mit folgendem Satz: „Das 19. Jh. (dieses, und nicht W. H.) teilte diese Auffassung (= die des Gruppenexp.s) nicht, dachte anders, vielleicht ‚naiver‘, politisch aber sinnvoller, wenn es unter öffentlicher Meinung die von den relativ bestinformierten, intelligentesten und moralischsten Bürgern vertretene Ansicht verstand“⁴⁸. Die Anm. 48 verweist auf Anm. 43, wo sich das Zitat MacKinnons findet, Seite an Seite mit ähnlichen Äußerungen von Bluntschli und Bagehot, während die Anm. 48 entsprechende Belege aus der Theorie des 19. Jahrhunderts von Jaup, Scheltz, Zirkler und dem Frh. vom Stein bringt. Schärfer kann man wohl kaum relativieren, kaum deutlicher machen, daß hier eine Aussage — die des Frankfurter Instituts für Sozialforschung — mit ihren eigenen Argumenten zurückgewiesen wird. Herr Thönnessen, den der DISKUS als „Frankfurter Soziologen“ einführt, kennt die Stelle im „Gruppenexp.“ offenbar nicht. Einige aus jedem Zusammenhang gerissenen Worte genügen ihm für den Nachweis, daß es mir „allemal um den Abstand der Erleuchteten, Gebildeten von den Dummen geht“, Übleres nicht zu erwähnen. In meiner Schrift heißt es auf S. 36: „Die Meinungsforscher machen es sich leicht, wenn sie jeden, der Zweifel, nicht an ihrer Arbeit, sondern an dem von ihnen behaupteten Wert ihrer Arbeit hegt [nämlich, daß die Auszählung von ‚Antworten‘ öffentliche Meinung ergibt], als ‚Elitetheoretiker‘, Obskuranten und Reaktionär abtun“ (Belege ebd.). Herr Thönnessen hat es sich über das normale Maß hinaus leicht gemacht.

Wie Herr Thönnessen zitiert, möchte ich an einer beliebigen Spalte seines Aufsatzes deutlich machen (195 I). Auf der siebten Zeile von oben greift er aus einem Zitat des wackeren Christian Ferd. Schlosser die Stelle heraus: „Der ungeordneten Menge Selbstbestimmung über Zwecke anmuthen, die sie zu überschauen nicht vermögend ist, ist Verrath an der Menge.“ Th. arbeitet nach dem Prinzip „guilt by association“. Er assoziiert — in seinem Kopfe — die „makabre Tradition der Kolonialpolitik“ und den „Kampf um das Zensuswahlrecht, wo ganzen Völkern oder Bevölkerungsteilen die Vertretung oder Verwaltung ihrer eigenen Sache zum Nutzen der Unterdrücker mit dem Hinweis verwehrt wird, sie besäßen nicht die dazu erforderlichen Voraussetzungen“. Er weiß es ganz genau: „Nichts anderes“ habe ich „im Sinn“. In Wahrheit habe ich etwas ganz anderes im Sinn, nämlich den nächsten Satz des Schlosserschen Zitats den Th. unterschlägt, da er nicht zu dem „Rahmen“ paßt, den mir zuzuweisen, er als seine kritische Aufgabe sich vorgenommen hat. Da heißt es nämlich: „Ist die Menge durch ... besondere dem Leben der einzelnen entsprechende Verhältnisse geordnet, ruft man sie so auf zu wählen, für Vertretung desjenigen, in welches sie Einsicht hat, über welches ihr daher ein Urteil zusteht, dann wird sie nach dem Würdigen greifen.“ Daß Herrn Thönnessen, der sich von allen Regeln der Wissenschaft emanzipiert, kein „Urtheil“ über diese zusteht, möchte ich hier schon festhalten.

Wenige Zeilen weiter wird der „Obskurantismus“, dem ich „fröne“, wenn ich die Schwierigkeiten schildere, die der Durchschnittsbürger hat, sich in der modernen Welt politisch zurechtzufinden, belegt mit dem Zitat: „Auch die intensivste politische Bildungsarbeit wird dem nur wenig entgegenarbei-

ten können“ (S. 37—38). Punkt, Schluß. Der Satz geht bei mir weiter: „...“, so notwendig sie ist.“ Über die Infamie, einen Autor, der, wie Herr Th. wissen muß, sich von Berufs wegen um das Problem des politischen Unterrichts zu kümmern hat, und das seit Jahren auch nicht nur theoretisch tut, in solcher Weise zu zitieren, ist kein Wort zu verlieren. Die nächsten Zeilen bei Thönnessen klingen denn auch wie eine Aufforderung an die zuständigen Behörden, mir die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen.

Acht Zeilen weiter zitiert er: „In Wirklichkeit (dies ist eine Auseinandersetzung mit dem plebiszitär-unmittelbaren Demokratiebegriff) kennt die Demokratie — jedenfalls des modernen Flächenstaates — die Unterscheidung von Regierenden und Regierten so gut wie jede andere Staatsreform (...)“ (S. 39). Es ist ihm erneut eine Bestätigung meiner „Elitetheorie“. Die vier Punkte die Th. schamhaft in Klammern gesetzt hat, lauten im Text: „...“, ja m u ß (im Orig. kursiv) sie kennen und aufrechterhalten als Bedingung der gesellschaftlichen und individuellen Freiheit.“ Th. macht Klammern, eine beachtliche Fehlleistung, er hat auch allen Anlaß dazu, denn dies ist genau, was Leute seiner Denkweise in Klammern setzen möchten: Das Große Tabu von Links, die „Herrschaft“, die mal wieder an allem schuld sein soll. Wer sich — Herrschaft hin, Herrschaft her — aber Gedanken darüber macht, wie sie in einer freiheitlichen Demokratie beschaffen sein soll, der „kompensiert“ nur seine Massenverachtung mit „Persönlichkeit“. Darüber „...“ braucht man kein Wort zu verlieren“. Th. weiß es wie immer ganz genau.

Zehn Zeilen weiter zitiert Th. — wie üblich aus jedem Zusammenhang gerissen: Was das Volk in Gestalt aller Wahlberechtigten will, kann es in verfassungsmäßiger Form durch Wahlen und Abstimmungen bekunden“ (S. 41). Punkt, Schluß. Herr Th. assoziiert: es erinnert ihn an die Tendenz, „...“ die öffentliche Meinung „...“, dann, wenn sie in Gegensatz zur Regierung tritt, als Politik der Straße zu diffamieren.“ Nun — der von Th. zitierte „Satz“ steht am Ende eines längeren Abschnitts meiner Arbeit, in der der von der Meinungsforschung verkannte fundamentale Unterschied von Wählen und Meinen durchlaufend Gegenstand ist. Da heißt es dann zum Schluß: „Um solche Übereinstimmung (mit der Meinung des Volkes) sollen sich in der Demokratie Regierung und Parlament gewiß bemühen, nur verschleiert die Berufung auf die P o l l s, daß, wenn es ums ‚Meinen‘ geht, auch das ‚Volk‘ als Träger einer Meinung ein repräsentativer Begriff ist. Was das Volk in Gestalt aller Wahlberechtigten will (im Orig. gesperrt), kann es in verfassungsmäßiger Form durch Wahlen und Abstimmungen bekunden (Art. 20 II GG), was es als ‚Volk‘ als Kategorie der politischen Theorie m e i n t (im Orig. gesperrt), nur vermittelt durch die repräsentativen Institutionen der öffentlichen Meinung — die Parteien, Presse und die klassischen Institutionen gesellschaftlicher Repräsentanz, unter denen auch heute noch die Universitäten nicht an letzter Stelle genannt werden dürfen.“ Man erlasse mir zu zeigen, zu welchen Konsequenzen Th.s Begriff des Öffentlichen, den er von der Wahrheit trennen und auf „Herrschaft“ (in der „Vorgeschichte“ natürlich i. S. Klassenherrschaft) reduziert, für uns naheliegende Begriffe wie die Universität als Körperschaft des öffentlichen Rechts oder die Professoren als „ordentliche, ö f f e t l i c h e“, führen muß. Nach seiner Definition würden sie nicht die „herrschende Meinung“ vertreten, das tun sie ja oft, sondern die Meinung der Herrschenden. Was er persönlich betreibt, Denunziation, ist auch der Kern seiner Wissenschaft. Man fragt sich, was von da kommt. Alle tragenden Zitate auf einer Spalte sind Verfälschungen!

Wie Herr Th. zitiert, möchte ich aber noch an einigen Beispielen deutlich machen. Ich könnte sie reihenweise herausgreifen: nicht einem Zitat darf man unbesehen trauen. Es scheint wirklich, daß Thönnessen es darauf angelegt hatte, Max Weber zu bestätigen: „Das meiste was unter dem Namen Soziologie geht, ist Schwindel.“

Th. gibt richtig meine Darstellung der „älteren Theorie“ der öffentlichen Meinung wieder, „daß sie auf bestimmte, angebbare Träger zurückführbar sein muß“ (MrD 21). Nachdem die These eingehend belegt wurde, fasse ich zusammen: „Diese das ganze 19. Jahrhundert beherrschende Lehre ist

gewiß zum Teil ideologischen Charakters, Ausdruck des bürgerlichen Klasseninteresses, aber doch auch zugleich Ausdruck der berechtigten Auffassung, daß in der Situation des 19. Jahrhunderts nur das gebildete und besitzende Bürgertum über jenes Maß an Kenntnissen, Einsichten und politischen Prinzipien verfügte, das die Voraussetzung für die Bildung einer vernünftigen öffentlichen Meinung ist“ (MrD 23 f.). Th. zitiert diesen Satz, bricht das Zitat ab und dekretiert: „Über den apogetischen Charakter dieser Lehre dürfte es kaum Zweifel geben“, um sich dann in Thesen einzulassen, die nur seine historische Ahnungslosigkeit bezeugen. Im Text meiner Schrift aber geht es wie folgt weiter: „Modell steht hier das englische Bürgertum, mit dessen Intelligenz und fortschrittlichem Sinn die Mittelklassen anderer Länder teils zu konkurrieren, teils sich zu schmücken suchten.“ Th. genügt die leise Distanzierung und Ironie nicht — er verlangt offenbar die Kalendergeschichte vom „Obrigkeitsstaat“ und „Feudalismus“. Er „konzediert“ — sollte diese Konzession mir gelten, so weise ich sie freundlichst zurück — „daß zu gewissen Zeiten das Interesse der gesamten Gesellschaft mit dem des Bürgertums identisch war“. Er meint wohl den Moment, als der Abbé Sieyes die erste totalitäre Phrase drosch — Muster aller späteren. Was Th. über das „Allgemeine“, das „Partikulare“ und die Wahrheit zu sagen weiß, mißverstehet völlig, worum es mir geht. Was er selbst dazu sagt, ist, zurückhaltend gesprochen, ein schülerhaft anempfundenes, hoffentlich auch bei ihm nur philosophisches Totalitätsdenken.

Eine besondere Verdrehung leistet sich Th., um mich des Vorschubs der „Irrationalität“ zu verdächtigen, ohne den für ihn offenbar das Bild eines Menschen „meines Schlages“ nicht vollständig ist, der sich entschieden weigert, eine „dialektische Theorie“ für etwas anderes als Humbug zu erklären, „die in der geschichtlichen Betätigung der K l a s s e n immer (!) auch ein vernünftiges Moment entdeckt“ (Th. 194 I). Für den Marxisten, der sich als Hegelianer verkleidet, muß es wie ein Sakrileg erscheinen, wenn man eine „geradlinig hoffnungsvolle Vision“ (MrD 55) nicht teilt. Da mir eine „objektive Vernunft“, „die sich durch das Zusammenwirken vieler Menschen durchsetzt“ (Th. ebd.) nicht bekannt ist, ich es mit der subjektiven der Menschen halte — sofern sie diese nicht veraten, zugunsten eine „objektiven die sich ... s. o. ...“ —, schrieb ich: „Je mehr die Vergesellschaftung des Menschen im Sinne seiner Entgesellschaftung fortschreitet, d. h. je mehr er aufhört, in seinem Denken und Fühlen dadurch bestimmt zu sein, daß er Arbeiter, Bürger, Bauer, verheiratet, Dörfner, Großstädter usw. ist (Th. faßt in seiner Wiedergabe diese Kategorien mit geschicktem „elitärem“ Beigeschmack zu „Standesbewußtsein“ zusammen), um so mehr wird das Emotionale über das Rationale triumphieren. Die Manipulierbarkeit der Meinungen und Emotionen ist der eigentliche Preis demokratischer Egalität“ (55 f.). Daß es für mich keine Determinierung des Geschichtsverlaufs gibt, nach der obiges eintreten m ü s s e, ich halte es eben mit der s u b j e k t i v e n Vernunft im Menschen, davon zeugt meine Arbeit wohl von Anfang bis Ende. Aber für Th. darf es kein Dilemma geben, das man als solches beschreibt, um dann doch zu versuchen, das Notwendige zu tun, das herausgerissene Zitat — „um so mehr wird das Emotionale über das Rationale triumphieren“ — genügt ihm erneut, mich als „ideologisch und „apogetisch“ in den „Rahmen“ zu weisen.

Welche Konsequenzen der dialektische Rahmen, durch den zu denken, Th. so stolz zur Schau trägt, für freie Wissenschaft mit sich bringt, muß ich an einem Beispiel festhalten. Da heißt es gegen mich und viele andere, noch nicht sei die „Entideologisierung“ soweit fortgeschritten, „daß das Geschwätz von der nivellierten Mittelstandsgesellschaft jedemann zu blenden vermöchte“. Man muß das sehr genau lesen, denn dies ist eines der gehässigsten und echte Soziologie als Gegenwartsforschung im Kern verbietenden Tabus. Da mit der von ihm selbst bestätigten „Zersetzung der großen politischen ‚Ideologien‘ durch die gesellschaftliche Entwicklung“ (196 I) dem „wissenschaftlichen“ Sozialismus, der wählte, es ginge alles von selbst, und der entsprechenden, als Geschichtsphilosophie sich ausgebenden dialektischen Theorie die Felle wegzuschwimmen drohen, hält die gegenwärtige Entwicklung weiter an, wird jeder, der — und sei es noch so behutsam — nur „ausspricht was ist“, als Gegenauflärer diffamiert, die

Chiffre zur Kennzeichnung einer gesellschaftlichen Tendenz als „Geschwätz“ tabuiert. Weil nicht sein kann was nicht sein darf — könnte doch der Aktschluß des dialektischen Schauspiels, das sich so geistreich kommentieren läßt, näherrücken (nur anders als man denkt) — verbietet man anderen Leuten das Denken und diffamiert sie ironisch, weil sie Verbesserungsvorschläge machen (Th. 196 II). In der Tat, und zwar was mich angeht nur „partikulare“.

Wie Herr Th. nichts versteht, aber über alles seine dezierten Meinungen hat, dafür ein Beispiel. Daß die „öffentliche Meinung“, im Gegensatz zu den „Antworten“, die die Demoskopen ihrem Sample abfragen, aber auch im Gegensatz zu einer Wahlentscheidung (in Gestalt von Stimmzetteln), nicht ausgezählt, nicht gemessen werden kann, ist eine der Grundthesen meiner Arbeit. Th. sieht darin einen „direkten Angriff auf die Demokratie“. Da Wahlzettel doch auch gezählt werden, mache ich mich mit meiner Ablehnung einer in Prozenten darstellbaren öffentlichen Meinung „einer Attacke auf die Majoritätsentscheidung, das Fundament unserer (!) Demokratie schuldig“. Genau wie oben schon einmal, unterschiebt er das, was ich über eine Meinungsäußerung, die den Anspruch erheben kann, ein Beitrag zur öffentlichen Meinung zu sein (= Nicht der Kopf entscheidet, sondern das, was in ihm ist), meinen Vorstellungen über das Wesen des freien, gleichen Wahlrechts (Jede Stimme wird gleich gewogen ohne Rücksicht auf das mit ihr Gemeinte, und das aus gutem Grund), obwohl ich beides in der pointiertesten Form einander gegenübersetze. Für Herrn Th. muß man die öffentliche Meinung zählen, wer es nicht wahrhaben will, ist ein „Demokrat vom Schlage Hennis“, ein „Obskurant“ mit Affinität zur makabren Tradition des Zensuswahlrechts. Herr Th. hält es dagegen offenbar mit der Tradition der „Preussischen Staatszeitung“ zur Zeit der Reaktion. Man muß zählen, sagt er, ein Lump wer nicht zahlt. Herr Th. ist wohl erst kurze Zeit, dafür aber um so eifriger Anhänger jener „dialektischen Theorie, die in der geschichtlichen Betätigung der Klassen immer auch ein vernünftiges Moment entdeckt“ (Th. 194 I). Wäre er, der sich anmaßt, anderen Leuten den Rahmen zu weisen zu können „in den sie gehören“, wenigstens in seiner eigenen „Theorie“ etwas besser zu Hause, so hätte ihm die folgende Stelle vielleicht zu denken gegeben:

„Es ist bekannt, daß die erste theoretische Tätigkeit des Verstandes, der noch halb zwischen Sinnlichkeit und Denken schwankt, das Z ä h l e n ist. Das Zählen ist der erste freie theoretische Verstandesakt des K i n d e s. L a ß t u n s z ä h l e n, ruft die preussische „Staatszeitung“ ihren Schwestern zu. Die Statistik ist die erste politische Wissenschaft! Ich kenne den Kopf eines Menschen, wenn ich weiß, wieviel Haare er produziert.“

(Karl Marx, MEGA I, I. S. 180)

Genau das ist das Thema meiner Arbeit: Die Demoskopen kennen die öffentliche Meinung eines Volkes, wenn sie wissen, was für Antworten ihr Sample produziert. „Immer noch zeigt sich in Deutschland die Neigung, Phänomene, die der grob-materiellen Praxis angehören, mit präventösen und pompösen Kategorien zu verkleiden“ (Adorno, Frankfurter Hefte 1952, S. 589). Das für ein solches Phänomen — die „Erforschung der öffentlichen Meinung“, „Public Opinion Research — aufzuzeigen, war das thema probandum meiner Schrift. Ich habe mich ausdrücklich darauf beschränkt! Den Nutzen sonstiger Surveys habe ich in keiner Weise bestritten, im Gegenteil ihren Intensivierung mit „partikularen“ Vorschlägen gefordert.

Allerdings nicht jede und jeder Art. Ein in der Tat etwas salopp formulierter Satz von mir (S. 62 f.: „Was hilft es zu wissen, daß soundsoviel Prozent aller Menschen ‚autoritär‘ sind, nicht oder doch sonntags in die Kirchen gehen und in dieser oder jener Nation den ‚Erbfeind‘ sehen.“) gibt Herr Thönnessen Veranlassung, mir zu attestieren, „wie wenig ernsthaft H. um Auseinandersetzung mit der kommerzialisierten Markt- und Meinungsforschung und ihre Unterscheidung von seriöser empirischer Untersuchung bedeutsamer gesellschaftlicher Tatsachen bemüht ist“ (195 II). Hinter meiner saloppen Formel steht genügend Anschauung. Die Unterscheidung der kommerzialisierten Markt- und Meinungsforschung von seriösen Untersuchungen ist in dieser Welt in der

wir doch alle leben, eben zuweilen schwierig. Ich darf zitieren (Adorno, Prismen S. 10, meine Sperrung): „Nicht nur richtet der Geist auf seine marktmäßige Verkäuflichkeit sich ein und reproduziert damit die gesellschaftlich vorwaltenden Kategorien. Sondern er ähneln objektiv dem Bestehenden sich an, auch w o e r subjektiv nicht zur Ware sich macht.“ Eben, eben!

Bleiben drei handwerkliche Versager, die Th. meiner Arbeit glaubt ankreiden zu können. Es sind offenbar die einzigen, die er entdeckte und darum macht er sich mit besonderer Gehässigkeit darüber her. In seiner These 3 schreibt Th.: „Die Hennis'sche Kritik an den Methoden der Meinungsforscher läuft offene Türen ein.“ Da ich Anlaß habe annehmen zu müssen, daß mir von kompetenterer Seite der gleiche Vorwurf noch einmal gemacht wird, behalte ich mir die Auseinandersetzung zu diesem Punkt (der zudem neben der Sache liegt, da es in meiner Arbeit um das für Th. bloße „Ephiphänomen“ der verfassungspolitischen Auswirkung der Meinungsforschung geht; — für jeden, der die „offene Tür“ schon von anderen Gesichtspunkten her aufgestemmt hatte, war ich dankbar) für eine faire wissenschaftliche Diskussion vor. Wie sehr der Kreis der Public Opinion Analysts noch eine geschlossene Gesellschaft ist, die von den nach Th. sperrangelweiten Türen durch die der Wind der Kritik wehe, noch nichts gemerkt hat oder merken will, dafür haben gerade die letzten Monate eindruckliche Belege geliefert.

Im zweiten Vorwurf steckt wieder eine der obligaten Zitatverfälschungen. Die einzige Bemerkung meiner Arbeit, die Herrn Th. offenbar Freude gemacht hat, ist, daß ich die Ergebnisse der kommerzialisierten Meinungsforschung als „Ware“ bezeichne. „Aber“ — so fährt Th. fort — „auch jene Bemerkungen wiederholen nur, wie in These 3 formuliert, „Motive aus der Selbstreflexion einiger Meinungsforscher“ (195 II). Namen nennt Th. nicht, fügt aber hinzu, „...“ wie sich schon an den verwandten Zitaten zeigt.“ Da das Kennwort „Ware“ auf meinem Acker gewachsen ist, findet sich auf Seite 46 kein Zitat. Es entgeht Herr Th., daß es wahrlich keiner des „gesellschaftlichen Ganzen wissenschaftlich habhaft werdenden“ Theorie bedarf, um als Ware zu bezeichnen, was ein jeder — Bankkonto vorausgesetzt — beim nächsten Befragungsinstitut in Auftrag geben kann. Da Th. keine Namen nennt, können die „Motive der Selbstreflexion einiger Meinungsforscher“ die ich nur „wiederhole“, soweit meine Kritik „wirklich substantiell“ ist (wer wird sich schon mit Epiphänomenen aufhalten [These 4], wenn er weiß, wie die Phänomene aus der Welt geschaffen werden), sich nur, da alle anderen, mit denen ich in der Kritik der Meinungsforschung einig bin, kaum gemeint sein können, nur auf einen Satz aus dem „Frankfurter Gruppenexperiment“ beziehen, den ich in freudiger Zustimmung aufgreife (S. 33 mit Anm. 73). Th. unterschlägt nur, wie üblich, wie es weitergeht: „Genau so abwegig erscheint mir allerdings die dem „Gruppenexperiment“ zugrunde liegende Auffassung, ...“ und es folgt eine längere Anmerkung, in der nun allerdings nur „Motive der Selbstreflexion einiger Meinungsforscher“ wiederholt werden, die schon zu einer früheren Arbeit des Instituts für Sozialforschung vorgebracht wurden: ich meine die vergleichbaren Stellen in Edward A. Shils tiefdringender Kritik der „Authoritarian Personality“ in Christie/Jahoda: Studies in the Scope and Method of „The Authoritarian Personality“, Glencoe, Ill. 1954, p. 43 ff., eine kritische Gesamtleistung, mit der sich das Institut jedenfalls literarisch noch nicht auseinandergesetzt hat.

Aber es genügt Th. noch nicht, mich als einen Dummkopf hinzustellen, der, soweit er „substantiell“ ist, nur offene Türen einzurennen weiß, er muß mich auch noch des geistigen Diebstahls bezichtigen. Wenn ich auf S. 45 meiner Schrift auf die Gefahr hinweise, daß politische Umfragen als angeblich bloße „Informationsmittel“ unter der Hand zu einem Instrument des Herrschaftswissens werden könnten, so behauptet er dreist, „die Anwendung des Schelerschen Begriffs des Herrschaftswissens (Hennis S. 45) auf die Befunde des Public Opinion Research“ sei einer Publikation des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und zwar dem Bd. 4,

Dietrich Bonhoeffer – ein Vermächtnis

Von H. Helms

Um die treue Gnade

Im 19. Jahrhundert haben eigentlich nur Kierkegaard und Nietzsche die geistlichen Ursachen der modernen Chaostendenzen deutlich erkannt. Bonhoeffer nennt die Hauptursache die „billige Gnade“.

„Billige Gnade ist der Todfeind unserer Kirche. Unser Kampf heute geht um die teure Gnade. . . . Billige Gnade heißt Gnade als Lehre, als Prinzip, als System, . . . heißt Rechtfertigung der Sünde und nicht des Sünders. Billige Gnade ist Predigt der Vergebung ohne Buße, ist Taufe ohne Gemeindegemeinschaft, ist Absolution ohne persönliche Beichte“, schreibt er im 1. Kap. der „Nachfolge“.

Und Bonhoeffer fragt weiter: „Wo blieben die Warnungen Luthers vor einer Verkündigung des Evangeliums, die die Menschen sicher machte in ihrem gottlosen Leben? Wann wurde die Welt grauenvoller und heillos christiansiert als hier? Was sind die 3000 von Karl dem Großen am Leibe getöteten Sachsen gegenüber den Millionen getöteter Seelen heute? (S. 11.)

Diese Feststellungen und Fragen sind ohne Zweifel nicht nur für die Situation des Kirchenkampfes im III. Reich aktuell. Die folgenden Kapitel der Nachfolge bringen dann in mitreißender Sprache die Entfaltung dessen, was Nachfolge für uns heutige bedeutet.

Aristokratisches Christentum

Bonhoeffer vertrat ein durchaus aristokratisches Christentum. Diese Haltung ist bei ihm nicht nur aus seiner Herkunft zu erklären, sondern vor allem aus der Erkenntnis der differenzierten Wirklichkeit, wie sie aus Gott ist. So schreibt er über das Qualitätsgefühl (im Aufsatz „Nach 10 Jahren“, abgedruckt in Widerstand und Ergebung): „Wenn wir nicht den Mut haben, wieder echtes Gefühl für menschliche Distanzen aufzurichten und darum persönlich zu kämpfen, kommen wir in einer Anarchie menschlicher Werte um. . . . In anderen Zeiten mag es die Sache des Christentums gewesen sein, von der Gleichheit der Menschen Zeugnis zu geben, heute wird gerade das Christentum für die Achtung menschlicher Distanzen und menschlicher Qualität leidenschaftlich einzutreten haben!“ Und in der „Ethik“ (S. 21) sagt er: „Jesus ist gewiß kein Anwalt der Erfolgreichen in der Geschichte, aber er führt auch nicht den Aufstand der gescheiterten Existenzen gegen die Erfolgreichen.“

Besonders beherzigenswert sind die Einsichten Bonhoeffers in die Unzulänglichkeit des spezifisch deutschen Pflichtbegriffs. Die Pflichterfüllung im unbedingten Gehorsam gegen die jeweilige Obrigkeit ist für die jüngste deutsche Katastrophe wesentlich mitverantwortlich.

„Wer wollte dem Deutschen bestreiten, daß er im Gehorsam, im Auftrag, im Beruf immer wieder das Äußerste an Tapferkeit und Lebensinsatz vollbracht hat? Nur wenige erkannten aber, daß diese Bereitschaft zum Lebensinsatz für den Auftrag zum Bösen mißbraucht werden könnte.

„Es mußte sich herausstellen, daß eine entscheidende Grundeckentnis dem Deutschen noch fehlte: die von der Notwendigkeit der freien, verantwortlichen Tat auch gegen Beruf und Auftrag. . . . Die Deutschen fangen erst heute an zu entdecken, was freie Verantwortung heißt. Sie beruht auf einem Gott, der das freie Glaubenswagnis verantwortlicher Tat fordert und der dem, der darüber zum Sünder wird, Vergebung und Trost zuspricht.“

Von diesen Einsichten war Bonhoeffers eigenes Handeln auf stärkste bestimmt. Das Wagnis der freien Tat führte ihn in das Zwielicht der Zusammenarbeit mit der Abwehr (sogar Karl Barth hat einige Augenblicke an seiner Integrität gezweifelt, als Bonhoeffer während des Krieges mit einem Paß der Abwehr in der Schweiz erschien) und schließlich ins Gefängnis und in den Märtyrertod.

Dennoch lastete auf ihm das Gefühl, „der großen Maskerade des Bösen“ nicht entschieden genug entgegengetreten zu sein. In einem Gedicht — „Nächtliche Stimmen“ — hat er im Tegeler Gefängnis diese Empfindung in den Versen

„Wir, die Söhne frommer Geschlechter,
einst des Rechts und der Wahrheit Verfechter,
wurden Gottes und der Menschen Verächter
unter der Hölle Gelächter.“

zum Ausdruck gebracht.

Zum Geheimnis von Dietrich Bonhoeffers aristokratischer Persönlichkeit gehörte auch sein Grundsatz, Entscheidungen, die er selbst vollzog, niemals ändern zuzumuten, wie seine Schüler und Freunde berichten.

Diagnose der Zeit

„Die neue Einheit, die die französische Revolution über Europa brachte, und deren Krisis wir heutigen erleben, ist die abendländische Gottlosigkeit. Sie unterscheidet sich völlig von dem Atheismus einzelner griechischer, indischer, chinesischer und abendländischer Dichter. Sie ist nicht die theoretische Leugnung der Existenz eines Gottes. Sie ist vielmehr selbst Religion und zwar Religion aus Feindschaft gegen Gott. Eben darin ist sie abendländisch. Sie kann von ihrer Vergangenheit nicht lassen, sie muß wesentlich religiös sein. Eben dies macht sie nach menschlichem Ermessen so hoffnungslos gottlos. Die abendländische Gottlosigkeit erstreckt sich von der Religion des Bolschewismus bis mitten in die christliche Kirchen hinein.“ Sie ist, wie es weiter heißt, „gerade in Deutschland, aber auch in den angelsächsischen Ländern betont christliche Gottlosigkeit. Sie wendet sich in der Gestalt aller möglichen Christentümer, ob sie nun nationalistisch, sozialistisch, rationalistisch oder mystisch seien, gegen den lebendigen Gott der Bibel, gegen Christus. Ihr Gott ist der neue Mensch, ob nun die Fabrik des neuen Menschen bolschewistisch oder christlich ist. . . . Die Vergötterung des Menschen aber ist — recht verstanden — die Proklamation des Nihilismus“. Diese Analyse Bonhoeffers erinnert an die schaurige Vision Nietzsches vom toten Menschen, der den Tod Gottes verkündet. Bonhoeffer weiß aber auch um die Vielseitigkeit geistiger Erscheinungen.

Neben diesem düsteren Aspekt der Gegenwartssituation kennt er nämlich eine positiv zu beurteilende Seite der Moderne. Er sieht in der — vermutlich schon im 13. Jahrhundert beginnenden — Entwicklung zur menschlichen Autonomie, (d. h. der Entdeckung der Gesetzmäßigkeiten, nach denen die Welt in

Wissenschaft, Gesellschafts- und Staatsleben, Kunst, Ethik und Religion lebt und mit sich selbst fertig wird“) eine günstig zu wertende Tatsache. Er nennt sie die „Mündigkeit des modernen Menschen“. Nachdem der Mensch gelernt hat, in allen wichtigen Fragen ohne die Zuhilfenahme der „Arbeitshypothese Gott“ fertig zu werden, können ihn auch Fehlentwicklungen und Mißerfolge an der Notwendigkeit seines Weges nicht irre machen. Nicht einmal der letzte Krieg vermochte diese Entwicklung aufzuhalten. Die intellektuelle Redlichkeit zwingt uns nach Bonhoeffer, dies klar zu erkennen, auch wenn uns diese Selbstsicherheit der Welt unheimlich erscheint.

Diese Entwicklung zur Selbständigkeit, zum „Erwachsenen“, der modernen Welt wird sich nach Bonhoeffers Meinung fortsetzen. Obwohl in solchen Fragen zwingende Beweise unmöglich sind, wird man ihm im Rückblick auf die letzten 12 Jahre trotz Evangelischer Akademien, Kirchentagen und restaurierter Kirchen weitgehend Recht geben müssen. „Wir gehen eine völlig religionslosen Zeit entgegen. Die Menschen können, einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein (WE S. 178). Auch diejenigen, die sich ehrlich als religiös bezeichnen, praktizieren das in keiner Weise; sie meinen also vermutlich mit ‚religiös‘ etwas ganz anderes,“ schreibt er im Brief vom 30. 4. 44 an seinen Freund. Und in den „Gedanken zum Tag von D. W. R.“ sagt er: „Unsere Kirche, die in diesen Jahren nur um ihre Selbsterhaltung gekämpft hat, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Darum müssen die früheren Worte kraftlos werden und verstummen, und unser Christsein wird heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen“ (S. 206).

Bonhoeffers Kritik gilt aber vor allem dem zynischen Wahrheitsbegriff. „Es ist der Zyniker, der unter dem Anspruch, überall und jederzeit und jedem Menschen die Wahrheit zu sagen, nur ein totes Götzenbild der Wahrheit zur Schau stellt. Er verletzt die Scham, entheiligt das Geheimnis, bricht das Vertrauen, verrät die Gemeinschaft, in der er lebt, und lächelt hochmütig über das Trümmerfeld, das er angerichtet hat, über die menschliche Schwäche, die ‚die Wahrheit nicht ertragen kann‘. Er sagt, die Wahrheit sei zerstörerisch und fordere ihre Opfer, und er fühlt sich wie ein Gott über den schwachen Kreaturen und weiß nicht, daß er dem Satan dient.“

Von dieser Einsicht ergibt sich auch eine neue Bestimmung der Lüge: „Lüge“ ist, wie er in einem Brief (v. 15. 12. 1943, WE S. 119) seinem Freund schreibt, „die Zerstörung und die Feindschaft gegen das Wirkliche, wie es in Gott ist; wer zynisch die Wahrheit sagt, lügt“.

Gott in der Mitte des Lebens finden

Wie ist nun aber die „mündige Welt“ zu behandeln, wenn man in ihrer „Weltlichkeit“ nicht nur Verlorenheit sieht? Offenbar so, daß man Gott nicht in den „Grenzsituationen“, sondern in der „Mitte“ des Lebens, wie es Bonhoeffer nennt, suchen und finden soll. Die „Grenzsituationen“ (Schuld und Tod) scheinen ihm selbst fragwürdig geworden zu sein. Nicht nur wurde Gott durch die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis immer weiter aus dem menschlichen Horizont verdrängt, sondern selbst Sünde und Tod sind keine echten Grenzen mehr; der Tod wird heute kaum noch gefürchtet und die Sünde kaum noch ernst genommen, weil kaum noch begriffen. Ebenso ist z. B. die individualistische Frage nach dem persönlichen Seelenheil (wenn auch nicht die Sache, wie Bonhoeffer betont, wohl aber die Frage) uns allen fast völlig verschwunden, wie er im Begriff vom 5. 5. 1944 (WE S. 184) feststellt.

Darum will Bonhoeffer „von Gott nicht an den Grenzen, sondern in der Mitte, nicht in den Schwächen, sondern in der Kraft, nicht also bei Tod und Schuld, sondern im Leben und im Guten des Menschen sprechen“. Im Alten Testament, von dem her das Neue Testament gelesen werden muß, steht die Frage nach dem Seelenheil keineswegs im Mittelpunkt, sondern die Gerechtigkeit und das Reich Gottes auf Erden. „Nicht um das Jenseits, sondern um diese Welt, wie sie geschaffen, erhalten, in Gesetze gefaßt, versöhnt und erneuert wird, geht es doch!“ (S. 231.) Jesus selbst rief wohl wirkliche Sünder von ihrer Sünde weg, aber er machte nicht aus jedem Menschen zuerst einen Sünder.“

Die Aufgabe der Theologie besteht nun darin, dieser mündig gewordenen Welt die alten Begriffe neu zu sagen. Bonhoeffer ahnte diese Aufgabe mehr, als selbst Lösungen zu sehen. Er schreibt von diesem Umschmelzungsprozeß: „Es ist nicht unsere Sache, den Tag vorzusagen — aber der Tag wird kommen — an dem wieder Menschen berufen werden, das Wort Gottes so auszusprechen, daß sich die Welt darunter verändert und erneuert. Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und erlösend, wie die Sprache Jesu, daß sich die Menschen über sie entsetzen und doch von ihrer Gewalt überwunden werden“ (S. 207). Man begreift, daß diese Wandlung nicht durch eine „Entmythologisierung“, ja überhaupt nicht durch menschliches Bemühen herbeigeführt werden kann.

Die „Mündigkeit“ unserer Welt führt schließlich zu einer wahrhaftigeren Erkenntnis unserer Lage vor Gott und räumt dadurch mit einer falschen Gottesvorstellung auf. Gott läßt sich nämlich aus der Welt herausdrängen ans Kreuz, er ist ohnmächtig und schwach in der Welt, und gerade und nur so ist er bei uns und hilft uns, wie Bonhoeffer unter Hinweis auf Mt. 8,17 hervorhebt. Darin liegt der entscheidende Unterschied zu allen Religionen. Die Religiosität des Menschen weist ihn in seiner Not an die Macht Gottes in der Welt, Gott ist dann der deus ex machina. Die Bibel weist dagegen den Menschen an die Ohnmacht und das Leiden Gottes, nur der leidende Gott kann helfen.

Überblickt man Bonhoeffers Lebenswerk, so ist das Unabgeschlossene in ihm nicht zu übersehen. Aber dieses fragmentarische Lebenswerk gehört trotzdem zu den großen geistigen Leistungen. Von solchen Werken schreibt er selbst einmal im Hinblick auf die „Kunst der Fuge“: „Ihre Vollendung kann nur eine göttliche Sache sein, so daß diese Fragmente somit solange Fragmente bleiben müssen.“

„Wenn unser Leben nur ein entfernter Abglanz eines solchen Fragmentes ist, . . . dann wollen wir uns auch über unser fragmentarisches Leben nicht beklagen, sondern daran sogar froh werden.“

Redaktionsschluß: 10. Oktober 1957

Nur eine oberflächliche Betrachtung kann das fehlgeschlagene Attentat vom 20. Juli 1944 zu den mehr oder weniger sinnlosen Katastrophen des 2. Weltkrieges rechnen. Nachdem sich der Meinungsstreit um die Absichten der Verschwörer gelegt hat und eingehende Darstellungen der Vorgeschichte des Attentats und der Widerstandsbewegung, wie das Buch F. v. Schlabrendorffs „Offiziere gegen Hitler“, existieren, ist an der persönlichen Lauterkeit jener Männer kaum noch zu zweifeln.

Nicht Abenteurer, sondern Männer, die aus letzter Verantwortung handelten, waren die Opfer des 20. Juli. Auch eine spätere Geschichtsschreibung wird, trotz noch möglicher Aufhellung von einzelnen Zusammenhängen, nicht wesentlich anders über sie urteilen als es Albrecht Haushofer, der selbst zu ihnen gehörte, in einem seiner Moabiter Sonette „Gefährten“ getan hat:

„. . . Nicht einer, der gefühlter Pflichten bar,
in Glanz und Macht, in tödlicher Gefahr,
nicht um des Volkes Leben sorgend wachte.“

Unter denen, die wegen ihrer Mitarbeit in der Widerstandsbewegung ihr Leben verloren, befand sich ein Mann, den man trotz seines an Umfang geringen literarischen Werkes zu den Großen der deutschen Geistesgeschichte schon jetzt rechnen darf: Dietrich Bonhoeffer. Seine Gedanken aus Büchern, Aufsätzen und Briefen beginnen allmählich ihre Wirkung zu entfalten. Wer war Dietrich Bonhoeffer und worin liegt seine Bedeutung?

Mensch und Schicksal

Dietrich Bonhoeffer wurde am 4. 2. 1906 in Breslau geboren. 1923 beginnt er das Studium der Theologie. Mit 21 Jahren promoviert er bei Seeberg mit einer Arbeit über die „Sanctorum Communio“ zum Lizentiaten.

Neben den Einflüssen der liberalen Theologie (Harnack) wirken die Einsichten der dialektischen Theologie (Karl Barth) stark auf ihn. Nach einem Vikariat in Barcelona und einem Studienjahr am Union Theological Seminar in New York wird er 1931 Privatdozent an der Berliner Universität und gleichzeitig Studentenpfarrer an der Technischen Hochschule.

Seine Habilitationsschrift „Akt und Sein“ setzt sich mit der Transzendentalphilosophie und Ontologie (insbesondere mit Heidegger) auseinander.

Kurz nach der „Machtergreifung“ spricht Dietrich Bonhoeffer im Februar 1933 über den Berliner Rundfunk von den Aufgaben des rechten Führers, der zu den echten Autoritäten der Eltern, des Lehrers und des Richters zurückzuführen habe, als Abgott der Geführten aber zum Verführer werden müsse. Diese Ansprache wurde in ihrem letzten Teil von der Rundfunkleitung unterbrochen.

Ein Auslandspfarramt in London bringt ihm in den Jahren 1933/35 die nähere Bekanntschaft mit englischen Kirchenführern, wie etwa George Bell, dem Bischof von Chichester. Später benutzt er diese Beziehungen, um während des Krieges über Schweden Verbindungen zwischen der Bekennenden Kirche, den Widerstandskämpfern und maßgebenden Engländern herzustellen. Dieser Umstand führt dann auch am 5. April 1943 zu seiner Verhaftung.

1935 kehrte Bonhoeffer wieder nach Deutschland zurück, um sich ganz für die bedrängte Kirche einsetzen zu können. Auch eine Einladung nach Indien schlägt er aus, um die Leitung eines Predigerseminars der Bekennenden Kirche in Finkenwalde zu übernehmen.

Es entstehen in jener Zeit unter anderem das Buch „Nachfolge“ und zwei kleinere Schriften „Gemeinsames Leben“ und „Versuchung“, die alle, heute, nach 20 Jahren noch genau so faszinierend wirken, wie damals. Trotz der konzentrierten theologischen Arbeit bleibt Bonhoeffer an den politischen und geistigen Ereignissen lebhaft interessiert. Von seinen Schülern in Finkenwalde ist der Satz überliefert worden: „Nur wer für die Juden geschrieben hat, darf auch Gregorianik singen“.

Auch die Frage des aktiven Widerstandes gegen das Nazi-system hat er frühzeitig in einem Aufsatz erwogen („Die Kirche vor der Judenfrage“ in: Der Vormarsch, Juni 1933, S. 174). „Die dritte Möglichkeit der Kirche besteht darin, nicht nur die Opfer unter dem Rad zu verbinden, sondern dem Rad selbst in die Speichen zu fallen.“

Es ist nicht verwunderlich, daß ihm 1936 die Dozentur an der Berliner Universität entzogen wird. Im Juni 1939 folgt er einer Einladung zu Vorlesungen in den USA, kehrt jedoch bald darauf angesichts des drohenden Krieges freiwillig nach Deutschland zurück.

Unterbrochen von Spezialaufträgen der Bekennenden Kirche arbeitet er im Kloster Ettal und anderen ruhigen Orten ab 1940 an Vorlesungsmanuskripten über die Probleme der christlichen Ethik. Als Titel notiert er u. a.: Grundlagen und Aufbau eines geeinten Abendlandes, „Wegbereitung und Einzug“. Diese Arbeit, die er als Hauptaufgabe seines Lebens ansah, kommt jedoch nicht mehr zur Vollendung. Nur noch einzelne Teile hat er in den zwei Jahren seiner Gefangenschaft fortführen können. Immerhin gehört seine „Ethik“ zu den bedeutendsten ihrer Art und mag wohl zu den geistigen Fundamenten des Abendlandes beitragen, wie es ihr ursprünglicher Titel versprach.

Das menschlich und geistig schönste Zeugnis dieses weiten und tiefen Geistes stellen aber seine Briefe und Gedichte aus dem Gefängnis dar. Was für das Mittelalter die „Consolationes Philosophiae“ des Boethius bedeuteten, wird für unsere Zeit vermutlich „Widerstand und Ergebung“, wie der Titel dieses Briefbandes lautet, darstellen. Die Gedichte und Gebete, die er für die Mitgefangenen schrieb, sind inzwischen einzeln und mit seinen übrigen Schriften ins Englische und Französische übersetzt worden.

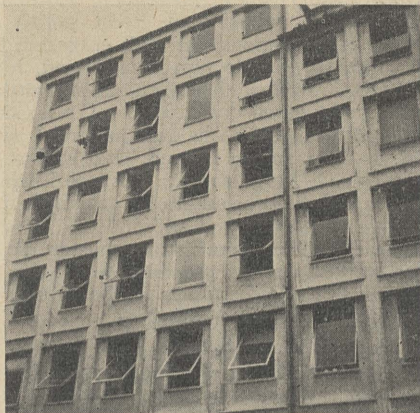
Die Erfahrungen mit sich selbst und seinen Wachmannschaften hat er in dem Gedicht „Wer bin ich?“ zum Ausdruck gebracht.

Der wirkliche Umfang seiner Beteiligung an der Widerstandsbewegung wurde erst nach der Verhaftung von Canaris, Oster und den übrigen Führern der am 20. Juli Beteiligten durch die Gestapo aufgedeckt. Am 8. April 1945 brachte man Bonhoeffer ins KZ Flossenbürg. Von einem seiner Mitgefangenen, dem Engländer Payne Best, hat er sich mit den Worten verabschiedet: „Das ist das Ende — für mich der Beginn des Lebens“. Am 9. April ist er mit Admiral Canaris und General Oster im KZ Flossenbürg erhängt worden.

Profan-Architektur heute

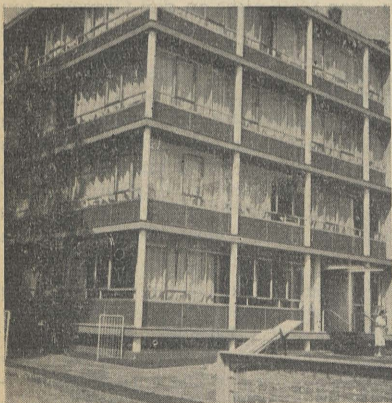
Als der Krieg die Städte zerstörte, zerstörte er nicht auch gleichzeitig die Giebelhaus-Mentalität des Volkes, der selbst massive Angriffe vor dem Krieg nicht viel anhaben konnten. Das Dritte Reich brachte vielmehr (noch einmal) den Triumph des steilen Fachwerkhäuses, beziehungsweise des Kolossalgebäudes, über das Flachdach vom Bauhaus Dessau und die leichte Eleganz vom Weißenhof in Stuttgart. Die Identität von innen und außen — großes Programm der Moderne — war gewichen dem repräsentativen faschistischen Neo-Klassizismus, der genauso in Rom, in Madrid und in Buenos Aires seine Blüten trieb, wie in Berlin und München.

Gegen solches Erbe — wenn auch in Trümmern (es „lebte“ im Volke!) — hatte das Nachkriegsbauen anzukämpfen. Der Anschluß an die Architektur der Vereinigten Staaten, Italiens und Skandinaviens fiel den progressiven von den alten Architekten und den ganz jungen lang nicht so schwer, wie den Bauherren und dem kommunalen Publikum das Einverständnis mit den radikalen Plänen dieser Baumeister. Empörte Leserbriefe an die Zeitungen einerseits, andererseits lautes Klagen, daß man nun eine ganz einmalige Chance verpasse, die deutschen Städte modern und großzügig wiederaufzubauen, so modern, daß uns die Welt um die Zerstörungen beneiden müßte!



Dann flossen die Marshall-Plan-Gelder in die Bundesrepublik, und die Wirtschaft blühte auf, den Städten ging es gut, den Menschen ging es besser — und auch den Architekten. Keine Idee hat Überzeugungskraft, wenn nicht ein ganz reales Interesse hinter ihr steht, und kein Architekturprogramm gewinnt als Stil einer Zeit Gestalt, wenn es nicht gesellschaftlich „notwendig“ wird. Schneller als man je vermutet hätte, wurde einige Jahre nach dem Krieg die Giebelromantik nun doch verdrängt, und dies so radikal, daß selbst die Fassade des Wallraff-Richartz-Museums in Köln (Architekt: Rudolf Schwarz) einigen Kritikern heute eine Erholung bietet.

Wie kam das? Was ist geschehen, wovon braucht man Erholung? Einerseits erlaubte der zunehmende Wohlstand des Landes großzügige Planung und Ausführung. Andererseits machte aber der Aufschwung der Wirtschaft diese Planungen erst notwendig, der nötigen Kapazitätsausweitung wegen und zumal auch in der Konkurrenzwirtschaft nur immer der eine Weiße Ruhe hat, der am weitesten „vorne“ ist, in der Rationalisierung und in der Werbung. Nicht nur auf dem Gebiet der Technik und der Warenproduktion, sondern auch auf dem der Reklame und Propaganda für die technisch produzierten Güter war eine Anpassung an den herrschenden Standard in Qualität und Stil notwendig — sie ergab sich ganz zwangsläufig aus dem Entwicklungsstand der kapitalistischen Weltwirtschaft, den die Bundesrepublik einzuholen im Begriff war. Architektur aber ist zu



Hauser, Sozialgeschichte der Kunst und Literatur, 1953.)

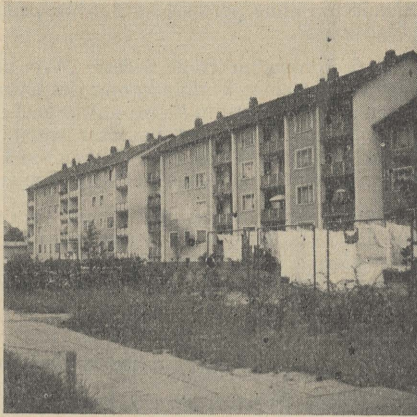
Der Nachkriegsaufschwung Deutschlands war in der Wirtschaftsform genauso wie in der Kunstentwicklung zunächst im wesentlichen ein Nachholen dessen, was in anderen Ländern geleistet wurde, während bei uns die geplante Kriegswirtschaft anlieft und die fortschrittlichsten Künstler verfolgt wurden. Die „Entarteten“, die nichts als ehrliche Zeugen der gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrer ungelösten Verworrenheit waren, sahen zu, wie das Regime und seine Kunst in wahren Sinn entarteten und in Barbarei zurückfielen.

Wir brauchen die neue Architektur nicht für die menschenmöglichst würdigste zu halten, und können ihr doch nicht absprechen, daß sie weniger verlogen ist als die auf uralt-deutschem Volkstum oder charismatischer Führermacht zu fußen sich anmaßende. Das Baumaterial des 20. Jahrhunderts, der Eisenbeton, „durfte“ wieder zu Menschenwürdigerem als zu Bunker- und Festungsbauten verwendet und wieder in den Dienst des Verwaltungs-, Industrie- und Wohnungsbaus gestellt werden. Ganz der rationalen Kalkulation, ganz der Sachlichkeit der verwaltenden und verwalteten Wirtschaft entsprechend unterworfen, zeigt sich das Bauen nach dem Wiederaufleben der deutschen Wirtschaft. Die teils epigonenhaften Früchte der Architektur-Revolution der 20er Jahre und der hauptsächlich amerikanischen Weiterentwicklung zu gläserner, graziler Leichtigkeit und Durchsichtigkeit, die Aufhebung der stereotypen Symmetrie, das Weglassen unnötiger Fassadenschmörkel bedeuten immerhin frischen Wind in der deutschen Architektur. Die schon angedeutete Phantasielosigkeit und Traditionsgebundenheit der verwaltenden Instanzen und des großen Bürgerpublikums brachte in der Verwirklichung aber etwas zuwege, was

den heute durch die Städte Wandern mit Traurigkeit erfüllt — und (wie schon öfters bemerkt wurde) mit ungewollter Erinnerung an die Gründerzeit nach dem Krieg von 1870, zu der ja auch gewiß auf vielen Gebieten Parallelen zu ziehen möglich und verlockend ist.

Charakterisierend sind die unentwegt gleichen Raster-Fassaden der meisten Verwaltungs- und Bürogebäude, seien die Bauherren Verbände, Versicherungen, Banken, Kammern, die Kommune oder auch Private. Nur scheinbar anders zeigen sich glatte Fassaden, die endlos monoton und farblos gleich große Glas- und Fensterflächen aufweisen, hinter denen dann doch wieder das stählerne Gerippe in genormter

Gleichförmigkeit gähnt. Charakterisierend sind auch die Siedlungen, die mit großer Bosheit an den sauber parallel stehenden Bauklötzen braune Fensterläden in den schmutzroten Loggien verstecken. Bezeichnend auch sind meterweis käufliche, am Band hergestellte Mosaiken, grün-weiß gestreifte Markisen, kühn-langweilig vorspringende Schildmützen über repräsentativen Mamoreingängen.



Jedermann weiß, daß solche Simplifizierung genausowenig wahr ist, wie sie ganz falsch ist. Sie soll nur den Tenor abgeben für das Gemeine, aber doch endgültig schon aussagen, was in allen Exemplaren der „Kilometerarchitektur“ unserer zweiten Gründerepoche und gleichzeitig in den wirklich gelungenen Beispielen vorwärtsweisender Architektur drinsteckt.

Da ist vor allem festzuhalten die ideologisch propagierte oder wirkliche Gleichheit in der angeblich auf der Mitte nivellierten, klassenlosen Gesellschaft, die wir heute allen anderen Meinungen zum Trotz tatsächlich verwirklicht sehen. Beim modernen Bürobau wirkt sich das in beliebiger Fortsetzbarkeit der Gebäude nach der Seite, nach der Tiefe, nach der Höhe aus, ohne daß sich mehr ändert als die Dimension und die Zahl der Kästchen, hinter denen je eine Erwerbsperson — wie es so schön heißt — ihren Schreibtisch stehen hat. Im sozialen Wohnungsbau, wo meist noch nach dem Prinzip „das Billigste kann nicht oder braucht nicht schön zu sein“ die Verpflichtung des Wohlfahrtsstaates befriedigt wird, überwiegen phantasielose Kasernensiedlungen, die weit hinter Ernst May's Frankfurter „Römerstadt“ (1925) zurückgeblieben sind. Oder es gibt die nicht minder langweiligen Vorstadt- und Landsiedlungen mit perlschnurartig aufgereihten Einfamilienhäusern, die nicht einmal mehr die Illusion der Individualität des Menschen aufkommen lassen.



Bilder: Oscar Strobel

Opernhaus, wo man auf fast allen Plätzen gleich weit „vorne“ zu sein glaubt. Man bekommt die gesellschaftliche Unterschiedslosigkeit vorgegault.

Die Individualität wird aufgehoben, und doch sucht man mit ihrer ständigen Zitierung die Individuen gleichzeitig das Gegenteil glauben zu machen: es käme nur auf sie an. Auf ihr Mittun — fragloses Hinnehmen dessen, was ist — kommt es allerdings an! Individualität drückt sich, wie es allem Schein gebührt, dann aber bloß noch in der Form aus. Witzige Details, extreme Farbgebung, prunkvolles Dekor — erinnert es nicht an die jährlichen Appetithäppchen in der Automobilindustrie? Mit der Verstrickung im Außerlichen, mit der Geschwindigkeit der modischen Veränderung und dem Konsumcharakter auch der Kunst haben wir auch in der Architektur ein Mittel der Bekräftigung des Bestehenden. Das aufregend Neue, das Revolutionäre wandert in die Kasseler Schublade „Unausgeführte Entwürfe“; wenigstens so lange, als nicht auch das bisher Unmögliche Reklame für eine Stadt, Propaganda für eine Firma werden kann.

So sehr man die Liederhalle in Stuttgart (Gutbrod) als die prinzipgewordene Asymmetrie denunzieren mag, womit sie zweifellos sich des starren Gegensatzes zur starren architektonischen Form schuldig macht, ist die doch keineswegs — ebensowenig wie die zu erwartende Berliner Philharmonie (Scharoun) — ein Musteranlaß für die oben erwähnte Traurigkeit des Städtewanderers. Vielmehr liegen in solchen und ähnlichen Beispielen (INTERBAU Berlin?) die ganzen vielfältigen Antagonismen der Zeit greifbar, ohne sie zu kaschieren. Diesen Mut zur Offenheit wünschen wir um des Elements des Fortschritts willen, das in ihm steckt.

Sebastian Herkommer

ART ENGAGÉ

Wie nah das Grotteske sich am Rande der Tragödie ansiedelt, konnte man wieder entdecken in einer Zeitschrift, die, weil sie sich eine Zeitschrift für das moderne Leben nennt, auf den letzten Buchmessen von manchem beachtet wurde. Es war unmittelbar nach der Revolution in Ungarn, als diese Zeitschrift den Maler Picasso aufforderte, „sich unverzüglich hinzusetzen und sein großes Talent in den Dienst der Freiheit zu stellen!“ Er sollte ein Bild malen, daß „Budapest“ heißen und Terror, Unterdrückung und Völkermord anklagen sollte. Bekanntlich habe Picasso auf der Weltausstellung 1937 in Paris mit seinem „Guernica“-Bild gegen die Bombardierung der spanischen Stadt im Bürgerkrieg protestiert. Auch habe er 1951 mit einem weiteren großen Bild das Massaker des Korea-Krieges verurteilt. Da er aber seit 1944 Kommunist sei, habe man nie ganz gewußt, welche Seite er damals gemeint habe! Nun aber sei Gelegenheit, meint die Zeitschrift, eindeutig Stellung zu beziehen.

Der Chronist muß gestehen, daß ihm bisher die kommunistische Schaffensperiode Picassos entgangen ist. Bislang kannte er Bilder des Spaniers, die man naturalistisch, kubistisch, surrealistisch, abstrakt — und was dazwischen lag — nennen konnte, aber er kann sich nicht entsinnen, je Bilder gesehen zu haben, die kommunistisch waren, weder im Sujet noch im Stil.

Nun wird man aber die Frage, ob ein Kunstwerk auch Ausdruck der Weltanschauung des Künstlers sein kann, durchaus positiv beantworten können. Angreifbar ist aber, wenn die von Ideen abgeleiteten politischen Meinungen in das Kunstwerk einfließen. Wenn also Picasso ein Bild „Budapest“ malt, so wollen wir darin kein Propagandagemälde sehen als Schuld und Sühne politischer Sündhaftigkeit. Und „Aufforderungen“ oder gar Aufträge an die Kunst sind uns böse Erinnerungen. Picasso als braver Kommentator westlicher Rechtschaffenheit mag zwar ein neuer Aspekt seiner phantastischen Vielfalt sein, aber kaum mehr. Und etwa vor einem Porträt Nikita Chruschtschows (mit viel blau auf rot) würde man, wie mancher Betrachter seiner Peintures, dann doch nicht wissen, wer und was und wie es gemeint sei. Fazit: Die Marginalien zum Zeitgeschehen lasse man in der Kunst auch am Rande weg.

Dieter P. Woiwode

Am Fenster

Schwarz fließt Nacht herein.
Und Stille vermittelt sich
durch Geräusche.

Fern eine Schreibmaschine;
nur die harten Anschläge sind hörbar.
Was betonen sie?

Ein Vogel piepst kläglich im Schlaf.
Alpträume streichen über die Dächer.
Seltene Schritte: der Schall
verrät Charaktere.

Etwas fällt durchs Geäst.
Ein frommer Wunsch?
Es ist kein Aufschlag zu hören.
Manchmal fängt man sich noch.

Helmut Lamprecht

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

Die Lehre von den drei Widersprüchen. Maos Bekenntnis zur aufgeklärten Diktatur.

Isaac Deutscher in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 6. Juli 1957.

Zum Thema: Entwicklungspolitik.

in Offene Welt. 1957, H. 49.

Garibaldi (geb. am 4. 7. 1807; gest. am 2. 6. 1882).

Bernhard Guttman in Die Gegenwart. 1957, H. 13.

Als Hitler die Vergangenheit beschlagnahmte. Der Nationalsozialismus und die deutsche Geschichte.

Walther Hofer in Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 6. 7. 1957.

Die deutsche Jugendbewegung als politisches Phänomen.

Karl O. Paetel in Politische Studien. 1957, H. 86.

Erziehung zum demokratischen Staatsbürger. Aus der Arbeit des Ringes politischer Jugend.

Ursula-Maria Wicke in Politische Studien. 1957, H. 86.

Kultur

Bausteine der Poetik.

in Akzente. 1957, H. 12.

Welchen Sinn hat der Urlaub für den modernen Menschen?

A. Jores in Die Umschau über d. Fortschritte in Wissenschaft und Technik. 1957, H. 12.

Der Protestantismus in Europa.

in Dokumente. 1957, H. 3.

Wissenschaft

Die verantwortliche Gesellschaft.

Franz Böhm in Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 7. Juli 1957.

Forschung und Industrie.

Walther Gerlach in Deutsche Universitätszeitung. 1957, H. 12.

Deutscher Geist und deutsche Geschichte.

Theodor Heuss in Merkur. 1957, H. 6.

Staat und Erziehung. Eduard Spranger zum 75. Geburtstag (am 27. 6. 1957.)

Hans Wenke in Die Zeit v. 27. Juni 1957.

LICHTPAUSEN
schnell, preiswert,
erstklassig.
Botendienst - - -

Die Photocopie
Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 775441

Die unterbrochene Gesellschaft

„Die Unsicherheit der Erdkruste gibt zu bedenken. Stets ziehen wir andere Gefahren in Erwägung oder vergessen über dem Glück die Bedrohnis oder denken überhaupt nichts.“ Der kleine Mann deutete mit den Händen einen Schacht an und pffte durch die Zähne. Das Schweigen war aufgebrochen. Man rückte näher zusammen und wurde nachdenklich: wenn auch nur physiognomisch, aber bei Gott, schon eine Andeutung eines Gedankens im Gesicht, wo schon anders, ist die Beharrlichkeit wert, weiter nachzuforschen. Gut. Oder auch nicht.

„Die Unsicherheit der Erdkruste“, fuhr indessen der kleine Mann unbehindert fort, „verdient viel mehr Beachtung.“ Er streichelte einen Bernhardiner, der mit tierischer Würde neben ihm saß, schläfrig dreinschaute, jedoch jeden Augenblick bereit war, einen Menschen zu retten, wenn er die Dummheit beginge, den Tod für das Leben einzutauschen: ein Gewinn, der nicht gerade auf der Hand liegt.

Eine Dame mit geröteten Wangen, vollbrüstig, mit jener Ängstlichkeit, die beliebteren Menschen zu eigen ist, als würden sie die Flucht erwägen, auf der sie schlecht vorwärtskämen, diese Dame fingerte mit einer beringten Hand an ihrer Tasche, versicherte sich ihres Besitzes und stöhnte: — „Nirgendwo ist man sicher, man sollte mit allem, was einem lieb ist, auswandern.“

Längst hatte sie ihre Liebe von Menschen abgewandt und Hunden zugekehrt, vielleicht weil hier der Widerstand nicht so groß war, aber das sind nur Mutmaßungen des Autors, der solcherlei dem geneigten Leser überläßt. Bei dem Bernhardiner hatte sie weniger Erfolg. Ihre Zärtlichkeit wollte das ganz Kleine, das jedoch keineswegs das Ungeziefer mit einschloß. Sie sagte noch: „Irgendwohin“ und seufzte, den Blick an die Decke gerichtet.

Der kleine Mann griff die Vokabel auf und fügte sachlich hinzu: „Wo man von der Veranda aus den Mond verfolgen kann, wenn er zwischen den Ästen herabsinkt: ein Idyll, auf der schwankenden Erdkruste.“

„Sie deuten etwas Richtiges an“, erwiderte ein distinguiert Mann und schnippte mit Bedauern Asche von seiner Zigarre. „Wir wiegen uns in Sicherheit zu dem Schlaflied unseres Glücks.“ Er lachte und lehnte sich zurück. Der kleine Mann blieb melancholisch am Rande des Gesprächs, das jetzt anhub und in eindringlichen Kreisbewegungen um die gefährdete Erdkruste ging. Manchmal streute er einige Bemerkungen wie Gewürz in die Reden, griff das zerfließende Thema wieder auf, führte eine düstere Variation an, lächelte, hustete, erging sich in Mimik und unterließ es nicht, seinen Hund zu streicheln, der mit unmenschlichem Ernst den Blick gesenkt hielt.

Die Asche hatte wieder zugenommen, so daß der distinguierte Herr sich zu einer neuen Anmerkung bequeme.

„Pompeji ist ein Beispiel sträflichen Leichtsinns. Die Katastrophe traf nur Ahnungslose. Stellen Sie sich vor.“ Er deutete mit der Zigarre nach oben. Rauch verwischte sein Gesicht. Die korpulente Dame preßte ihre Tasche enger an sich „Stellen Sie sich vor, es träfe uns.“ Sie zitterte bei dem Gedanken und suchte Raum für einige Sicherheit.

Das Abteil schaukelte unablässig im Takt der Schienen. Landschaften flackerten vorüber, Menschen erstarrten. Die Fenster klirrten. Es war sehr heiß. Ein junger Mann, an dem ahnungslos und in Träumen versunken ein Mädchen lehnte, machte seine Hände frei. „Wir müssen leben.“ Er sagte es zweimal und schaute zu seiner Nachbarin, die ihm näher war, als die räumliche Anordnung verraten konnte.

Der kleine Mann schnappte diesen Satz auf, der wie ein Befehl klang. „Wir wollen leben, ein Haus bauen, Kinder zeugen, wenn es die Umstände erlauben, ein Buch schreiben.“ Er lächelte. „Oder Gedichte.“ Er errötete. „Die Epik ist eine Alterserscheinung.“

Sein Gegenüber, ein Herr mit sachlichem Gesicht (soweit solches überhaupt Ausdruck werden kann), gewichtiger Fettleibigkeit und dicken Händen, die lauernd auf seinen Knien lagen, warf plötzlich ein: „Alles Unsinn. Fest zupacken muß man, der Gefahr ins Auge sehen.“ Er redete in kurzen Atemstößen, während er mit seinen Fingern trommelte. Einen Marsch, wie der kleine Mann traurig feststellte.

„Das ist leicht gesagt“, erwiderte eine schwächliche Dame. „Wir alle sind von Gefahr umfassen.“ Sie erschauerte, als wäre es eine wirkliche Umarmung, die abzuwehren ihre Pflicht war und schaute mißbilligend auf das Liebespaar, das Zärtlichkeiten wie Worte tauschte.

„Ich glaube nicht daran.“ Der dicke Mann schob sich vor. Als er weiter reden wollte, überfiel ihn ein jäher Husten. Der distinguierte Mann klopfte ihm jovial auf die Schulter.

„Sehen Sie.“ Der kleine Mann lachte.

Die Köpfe rückten näher zusammen, als der Dicke zu flüstern begann und immer wieder in ein Röcheln verstummte. Seine Faust öffnete sich und schloß sich wieder. Die schwächliche Dame trat an das Fenster.

Ein Bursche in einer Lederweste steckte sich eine Zigarette an. Er saß breitbeinig neben dem kleinen Mann und zog den Rauch mit einem Seufzer in die Lungen. Er war sehr erstaunt, eine Eigenschaft, die er schon längere Zeit gezeigt hatte, und die erst jetzt in einer Steigerung erwähnenswert scheint, als der kleine Mann bemerkte: „Das Leben ist viel zu kurz, daß . . .“

Es gibt Banalitäten, die, in einem bestimmten Tonfall ausgesprochen, wie letzte Wahrheiten klingen. Der kleine Mann traf die Stimmung. Er sprach mit unbewegtem Ge-

sicht. Seine Sätze waren Todesurteile, apodiktisch, wenn das etwas sagt.

Unterdessen hatte der Dicke Stimme und Atem wiedergefunden: „Bitte, es gibt Möglichkeiten, Gefahren zu begegnen. Alles Unsinn, Miesmacherei, auf mögliche Gefahren in Angst zu leben. Bitte sehr.“

Die vernachlässigte Dame suchte nach einer Pointe, die ihr das Leben versagte. Der kleine Mann kam ihr zu Hilfe. „Lassen Sie mich reden. In meiner Heimat lebte ein junger Mann, der nach einigen geschäftlichen Erfolgen den Gedanken einer Heirat als Krönung seines bisherigen Daseins erblickte, auch darin reüssierte, einem prächtigen Sohn Leben und Erziehung schenkte, ein Haus aufstellte, seiner Frau alles schenkte, bis auf die Kleinigkeit liebevollen Verständnisses. Alles beschränkte er auf bloße Arterhaltungszereemonien, wenn er auch die ehelichen Freuden nicht gerade geringschätzte. So war es kein Wunder, als er eines Tages seine Frau vermißte und mit ihr den Klavierlehrer, der mit Hilfe von Chopin oft einige Gefühle in ihm erweckte, allem Anschein nach auch bei seiner Frau, die jetzt in der Armut ihr Glück machte, einen erfolgreichen Mann zurückließ, der fortan resignierte und schließlich bankrott ging. Aber das alles nur nebenbei: eines Tages raubte ihm ein Erdrutsch Besitz und Haus, daß er darin zu ewigem Schaden kam. Unsere Taten haben Einfluß auf die Erdkruste.“

In die betretene Stille platzte der Dicke: „Wenn das nicht der größte Blödsinn ist, den ich heute höre. Bitte sehr, dann . . .“ Er mußte wieder husten, so daß der Nachsatz leider nur durch einige Punkte angedeutet werden kann, die jedoch nach Belieben gelesen werden können.

Die vernachlässigte Dame ergriff Partei des kleinen Mannes. Das Unrecht, das sie erlitten hatte, ließ ihr die Maßnahmen des rächenden Geschicks wie ein Ausgleich erscheinen. Das Gespräch wurde erregter. Das Thema blieb beharrlich. An der nächsten Station jedoch verließ der kleine Mann das Abteil, lüftete vorher seinen Hut, entschloß sich zu einer kleinen Verbeugung, während er den Hund am Halsband packte. Der junge Mann, der ans Fenster getreten war, konnte ihn noch lange sehen, als er — den Hund an der Leine — versonnen dem Zug nachstarrte. Eine Kurve verschlang ihn schließlich, und das Gespräch nahm seinen Fortgang.

Wenige Zeit später geschah es, ohne daß ein Zusammenhang zwischen dem Auftreten des kleinen Mannes und dem Ereignis bestand, eine notwendige Folge, wie sie ein findiger Leser allzu gern wahrhaben möchte. Der Zug entgleiste, weil ein Erdrutsch die Schienen verschoben hatte. Die Liebenden fielen sich in die Arme, die Zigarre verlosch. Das Ergebnis, das vielen den Tod brachte, gefror zu einer Zeitungsmeldung, die am anderen Morgen laut ausgeschrien wurde. Die Unsicherheit der Erdkruste, dachte der kleine Mann beim Lesen und war sich seiner Macht bewußt.

Fritz

(Chor der Versicherungsbeamten intoniert:)

Woran
Wie
Warum
starb XYZ?
Ermüdet am Steuer?
Trunken am Steuer?
Zu hoch im Tempo?
Woran
Wie
Warum
starb XYZ?
Riß der Bremszug?
wenn nicht:
Barst der Reifen?
wenn nicht:
Brach unter Druck der Rahmen?
wenn nicht . . .
Woran
Wie
Warum
starb XYZ?
XYZ
im Todes-Starr-Krampf
krallt seine Finger in Asphalt
lallt:
Rückspiegel-Sonne.
Rückspiegel-Tod.
Der Bogen sirt
Die Sehne schwirrt.

XYZ spricht
unter der Todes-Chloroform-Maske
in Todes-Trance:

XYZ verkauft Eisen.
Liege mit hundert Stunden-Kilometer
auf der Strecke Hamburg-Humburg.
Schwimme im dampfenden Asphaltstrom
zwischen der Gras-Ufer-Brandung.

XYZ verkauft Stahl.
Das Dorf.
Hühner. Bäuerinnen.
Hühner. Backsteinhäuser.
Silber-Kamm-Gockel
dreht im Kirchturmknäuf.

XYZ verkauft Blech.
Schlecht in die überbogene Kurve
gezogen, bremse und . . .
bin in den Bogen gespannt
an das sirrende Drahtseil gehalten
steiljäh gegen die Sonne gejagt . . .

XYZ verkauft Draht.

Polizisten
schwarz in schwarz
ermessen die Brems-spur
schwarz in schwarz.
Feuer-wehr-Männer
rot in rot
dämmen das Feuer
rot in rot.
Tod-Messer-Chirurg
knallt
auf die dampfende Asphaltbahre
sein Opferlamm.
Tod-Messer-Chirurg
krallt
aus der Luft
zwei lodernde airlines
zur Leuchte.

Im Blutkothurn:
ein Schlächter zur Linken.
Im Blutkothurn:
ein Schlächter zur Rechten.
Der Silber-Kamm-Gockel
kräht die Sekunde

Unfalltoter XYZ gibt zu Protokoll:
XYZ reiste in Vertretung
XYZ verkaufte Eisen
verkauft Stahl.
XYZ verkaufte Blech
verkauft Draht.

Tod-Messer-Chirurg gibt zu Protokoll:
Habe
dem Toten den Kopf ins Genick gedreht.
XYZ ohne Fieber.
Habe
dem Toten beide Beine abgezwickelt.
XYZ ohne Stuhlgang.

Feuerwehnmänner und Polizisten
halten Totenwacht um XYZ:
Zwei zu seinen Häupten
zwei bei seinen Füßen
zwei die ihn decken
zwei die ihn wecken . . .
XYZ ringt in der Todes-Trance
XYZ singt:
ich werde
die Kurve
überwinden
den Tod.

Der Silber-Kamm-Gockel
kräht die Sekunde.
XYZ schweiß zwischen den Schenkeln
scheiß zwischen die Schenkel
beißt ins Gebet:

Mein Wagen
steh ab
steiljäh
in die Sonne
zu jagen.
Ziehe
Tod-Messer-Chirurg
dein Skalpell
hauchzart
an der Herz-Wand vorbei.
Mein Wagen
zieht
steiljäh
in die Sonne.
Steh ab
Tod-Messer-Chirurg
dein Skalpell
hauchzart
an der Herz-Wand vorbei
zu jagen.
Stich zu.

Der Silber-Kamm-Gockel
kräht die Sekunde.
Die Flügel brennen
das Wachs schmilzt.
Der Silber-Kamm-Gockel
kräht die Sekunde.
Das Auge schmort
der Atem bröckelt.
Tod-Messer-Chirurg
knallt
auf die dampfende Asphaltbahre
sein Opferlamm.
Herz frostet kalt
im Asphalt-Echsen-Wald.
Bald . . .
Tod-Messer-Chirurg

krallt
aus der Luft
zwei lodernde airlines
zur Leuchte.

Bald unterm Draht-Farn
im Käfer-Schwarm.
Bald unterm Echsen-Panzer
bald hinter den Eisen-Bergen
hinter den Blech-Seen
unter der Stahl-Haut.

Im Blutkothurn:
ein Schlächter zur Linken.
Im Blutkothurn:
ein Schlächter zur Rechten.
Der Silber-Kamm-Gockel
kräht die Sekunde.

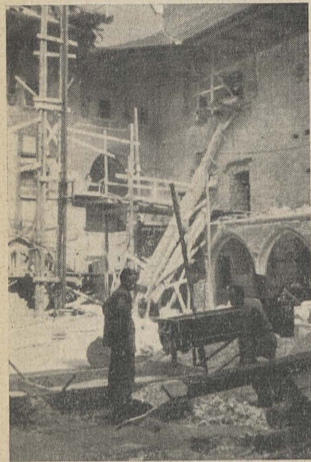
Asphalt-Ballade I von Karl Rina

Sauermilch und Calypso

Ein Redaktionsmitglied des DISKUS und eine Delegation des AStA besuchten auf Einladung des polnischen Studentenverbandes verschiedene polnische Städte. Diesen Beitrag schrieb unser Redaktionsmitglied, das mehrere Tage in Kattowitz weilte. Die in kursiv geschriebenen Zwischenbemerkungen stammen von einem Mitglied der AStA-Delegation. Die Redaktion

Diesmal ging es nicht so glatt wie beim letzten Besuch vor einem Jahr. Fünf Tage dauerte die Wartezeit in Berlin auf das Einreisevisum. Auch das Wort „Delegation“, für östliche Verhältnisse der Zauberschlüssel für bevorzugte Bedienung, wollte nicht so recht ziehen, bis sich dann der polnische Studentenverband einmischte. Das Weitere dauerte Stunden. Die Bürger aus NRF (Bundesrepublik), immer noch sehr seltene Gäste der Volksrepublik Polen, haben aber nicht zuletzt durch den deutschen Massenansturm zur Posener Messe an Sensationswert eingebüßt. Die Behandlung an der Militärmission bewies es.

Die Fahrt nach Kattowitz begann in der Nacht. Es gibt einen neuen durchgehenden Zug über die Grenzstation Görlitz, so neu, daß er nur wenigen bekannt und daher kaum belegt ist. Die Kontrolle durch die DDR-Behörden verlief rasch und reibungslos. Die Behandlung war außergewöhnlich freundlich. Ebenso auf der anderen Seite der Grenze. Auf die osteuropäische Uhrzeit aufmerksam gemacht, stellte ich meine Uhr eine Stunde zurück. Nach und nach füllte sich das Abteil. Ein älteres Ehepaar stieg zu; offensichtlich Bauern, die einen Besuch abstatten wollten. Sie richteten sich ein, wie zu einer Weltreise, tranken Tee, aus einer alten Thermosflasche und glaubten an meinen Sandalen (DM 25,— West) den wohlhabenden Bürger aus dem Westen zu erkennen.



Renovierungsarbeiten an einem historischen Gebäude der Krakauer Universität.

Mittlerweile war es hell geworden. Die Sonne erschien und gab den langersehnten Blick auf das ehemals deutsche Schlesien frei. Viele Bauerngehöfte, noch vor einem Jahr leer und verfallen, schienen nun bewohnt. Andere, allerwertvollen Dinge wie Dachziegel oder Holz beraubt, erlaubten einen Einblick in die verfehlte Wirtschaftspolitik in diesem einst wohlhabenden Gebiet. Bebaute Felder wechselten mit weiten, unkultivierten Flächen.

Doch denken wir zurück, auch in unserem ungleich industrialisierten Land hat nicht der Fleiß alleine das „Wirtschaftswunder“ hervorgebracht, erinnern wir uns doch an den Marshallplan. Bedenken wir die wirtschaftliche und die politische Situation Polens, bevor wir uns über den Fleiß der Polen äußern.

In Neisse (Nysa) erschien eine charmante Überraschung im Abteil. Ein junges Mädchen, jener Typ, bei dem selbst der Kenner im Zweifel ist, ob er sich nun in Polen oder nicht doch in Frankreich befindet. Eine arge Enttäuschung: Sie sprach nicht deutsch — so wenig wie ich polnisch.

Es wurde heiß. Ich hatte keinen Zloty (Polnische Währung darf nicht eingeführt werden), dafür aber quälenden Durst. Die Gesamtfahrtzeit von Ost-Berlin nach Kattowitz, dem Ziel meiner Reise, dauert über 13 Stunden. Das Mädchen schien meinen Kummer zu bemerken. In Gleiwitz verschwand sie, um kurz darauf mit einem Glas kühlen Bieres zu erscheinen. Eine freundliche Gebärde, kurzes Sträuben und das Bier war verschwunden. Ein Geschenk, gleichzeitig willkommener Anlaß zu einer Unterhaltung, freilich nur mit Gebärden. Abermals stiegen Leute zu. Arbeiter, die zur „Schicht“ nach Kattowitz fuhren. Einer von ihnen sprach deutsch. Mit meiner Ruhe war es vorbei. Er überfiel mich mit einem Redeschwall; meinte, die Trennung Deutschlands sei an allem gegenwärtigen Unglück schuld und der Umstand, daß niemand den Frieden wolle, Adenauer nicht und Ulbricht auch nicht. Er redete umständlich, begleitete das, was er sagte mit den Händen. Die Diskussion bestand aus einem Monolog, eine Eigenart, die mir auch aus Deutschland geläufig schien. Man solle ihn nur einmal nach Deutschland lassen, er werde den Frieden schon stiften. Ich bekam keine Gelegenheit, meine Zweifel zu äußern. Er redete laut und mit eindrucksvollen Gebärden, in den Gesichtern der Mitreisenden sah ich Verzeihung heischendes Lächeln. Die Hitze wurde unerträglich. Ich war am Ende. Ihn schien das nicht zu beeindrucken.

Kattowitz war erreicht. Der Empfang im Palast der Jugend — meinem eigentlichen Gastgeber — war sehr herzlich, für deutsche Verhältnisse enthusiastisch. Man ließ mir die Wahl, in einem Hotel zu wohnen oder bei einem Freund, den ich vor einem Jahr kennengelernt hatte. Ich zog letzteres vor.

In Krakau werden wir schon am Bahnhof erwartet. Die Stadt ist voller Gäste. Am nächsten Tag ist Feiertag, Fronleichnam; Krakau ist mit seinen unzähligen Kirchen das Rom Polens.

Wir besuchen das Collegium Maius, den ältesten Teil der Universität, an der einst Kopernikus studierte. In der Aula

sind die Wände mit den Bildern der polnischen Könige und der Rektoren der Universität geschmückt. Jede Frage wird bereitwillig beantwortet. In der Aula der Jagiellonischen Universität schmücken ebenfalls Bilder der Rektoren die Wände. Ein Gemälde im Stil der Historienmalerei schildert den Auszug der Studenten der Universität aus der Stadt nachdem ein Student erschlagen worden war. Auf der anderen Seite zeigt ein Bild die mit einer Plane gedeckte Pritsche eines Lastwagens, zwei feldgraue Soldaten mit entscherte Waffe, eine Reihe Zivilisten. Wir müssen unsere Gastgeber erst bitten, uns auch dieses Bild zu erklären. Es erinnert an die Verschleppung der Professoren der Universität nach dem Einmarsch der deutschen Truppen. Der Krieg sei eine schlimme Zeit, meinen die Kollegen.

Die offiziellen Gespräche waren kurz und über die Tage meines Aufenthaltes verstreut. Die von Gomulka gebrachte Freiheit hat überall ihre Spuren hinterlassen, auch negative, wie man mit trübem Lächeln erklärte. Die politische Aktivität scheint aus dem Volke verschwunden. Man interessiert sich weniger für die Partei oder gar deren Ideologie. Der Druck von oben hat nachgelassen und damit auch der Widerstand von unten. Die Zeitung „Po Prostu“, der Wegbereiter des unblutigen polnischen Aufstandes, einst wenige Minuten nach ihrem Erscheinen vergriffen, ist nun überall zu haben. Im Besitz einer gewissen Redefreiheit, die allerdings dort ihre Grenzen hat, wo etwa das sozialistische Dogma in Zweifel gezogen wird, glaubt man das Ärgste an diktatorischer Zwangsherrschaft überwunden zu haben. Die geballte Sorge gilt nun der eigenen wirtschaftlichen Existenz. Die kommunistische Zwangswirtschaft, verbunden mit einem verfehlten wirtschaftlichen Konzept (Vernachlässigung der Landwirtschaft zugunsten größerer Industrialisierung), zeigt nach dem Nachlassen staatlicher Zwangsmaßnahmen ihre traurigen Folgen. Das Volk ist verarmt, leidet Mangel am Nötigsten. Seine größten Probleme sind Auswirkungen wirtschaftlicher Not; der schwarze Markt und eine auffällige Trunksucht sind die vornehmlichsten Symptome.

Vor den Geschäften für Bergarbeiter, wo man auf besondere Coupons Waren kaufen kann, die der übrigen Bevölkerung unzugänglich sind, gruppieren sich die Schwarzhändler. Sie stehen dort täglich von früh bis spät. Von den Bergarbeitern kaufen sie die zum Bezug jener Waren notwendigen „Bezugscheine“ und warten auf eine Lieferung. Kommt dann wirklich einmal ein Lastwagen mit Fahrrädern oder einer Sendung Szarotka (kleine Kofferradios, an denen allerdings nur das Gehäuse polnischer Herkunft), so ist sie gewöhnlich schon vor dem

Photodruck
preisgünstig für alle
Drucksachen.
Dissertationsdruck.

Sie photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, TEL 77441

Entladen an Schwarzhändler verkauft, die sie dann zu enormen Überpreisen an die Zloty-Besitzer weiter verkaufen. So werden z. B. für einen Szarotka, Ladenpreis 1300 Zloty, bis zu 2000 Zloty geboten. Für eine DM West (offizieller Wechselkurs 1:5) bekommt man 40 Zloty und für einen Dollar 150 Zloty.

Am unzufriedensten sind besonders die Alten. Sie, die früheren Besitzer von kleineren Betrieben oder anderen Privatgeschäften, müssen heute mit 1200 bis 1800 Zloty im Monat auskommen, ein Betrag, der es ihnen nicht einmal erlaubt, das geliebte Kaffeehaus zu einem Schwätzchen aufzusuchen und dabei eine Tasse Kaffee oder Tee zu nehmen. Dennoch führen sie ein den Verhältnissen entsprechend „großes Haus“, ihre Gastfreundschaft ist beglückend, freilich auf Kosten der täglichen Mahlzeit. In diesen Familien gibt man sich vorwiegend westlich. Es wird französisch, deutsch und auch englisch gesprochen. „Im übrigen“, sagte mir jemand, „bleibt uns nichts, als zu warten, zu warten auf das Wunder einer besseren Zeit.“

Regierung, Politik, Kommunismus? Gomulka hat einiges erreicht, wir wollen abwarten. Die Zukunft? Vielleicht! Anschluß an den Westen?

Der Rundfunk und auf Umwegen in polnische Hände gelangte amerikanische und deutsche Illustrierte formen, namentlich bei der Jugend, Leitbilder wie Jazz, Starrummel, Schönheitskönigin, Pin-up girls (dezentere allerdings als hierzulande). Sie werden als devisenfreie Importware unbesehen und gern übernommen. Für viele war es unfassbar, daß ich, ein jüngerer Mann aus dem Westen, weder Rock' noch Calypso zu tanzen vermochte. Solche Unkenntnis erweckte erhebliche Zweifel, ob er denn vielleicht nicht doch aus Ostdeutschland.

Es ist wie der Tanz auf dem Rand eines Vulkans. Hier erschreckendste Armut — mir sind Familien begegnet, deren Mahlzeit täglich aus Kartoffeln mit Salz und ein wenig saurer Milch bestand, deren Väter und arbeitende Söhne das erarbeitete oder durch Schwarzhandel erstandene Geld umgehend in Wodka umsetzen —, dort Funktionäre und Schwarzhändler die mit vollen Händen Geld ausgeben. Beiden Gruppen sitzt die

HalloWach macht munter

„Überall in Apotheken und Drogerien ab DM 1,—“

Furcht vor der östlichen Dampfwalze im Nacken. Beide jagen zweifelhaften Errungenschaften westlicher Zivilisation nach. Allen erscheint die Zukunft ungewiß. Das Moment der Unsicherheit und Ausweglosigkeit treibt sie zum Trinken. Oft wird sogar das Gasthaus verschmäht. Man setzt sich in Gruppen zu dreien oder vierein an den Rand der Straße und läßt die Flasche umgehen. Das Trinken ist so sehr zu einer Volksseuche geworden, daß sich die Regierung veranlaßt sah, an allen Lohn- und Samstagen den Verkauf von Alkohol (nicht im Ausschank) zu untersagen. Die Polizei ist nicht mehr Herr der Lage. Aber auch Angehörige der „Intelligenz“ haben einen erstaunlich

hohen Alkoholkonsum. Man kann eindrucksvolle und erschütternde Szenen erleben.

Die Furcht vor dem großen Bruder aus dem Osten ist allenthalben spürbar. Sie läßt viele Menschen die schlimmen Erlebnisse des vergangenen Krieges vergessen und in der allgemeinen Tendenz zum Westen auch näher an den ehemaligen Feind — die Deutschen — heranrücken. Das bewies nicht zuletzt die über das Konventionelle hinaus ausgesprochene freundliche, um nicht zu sagen freundschaftliche Aufnahme, die ich erfuhr. Daß sich die Russen keiner sonderlichen Wertschätzung erfreuen, mag ein Erlebnis beweisen:

Es war auf dem Fußballänderspiel Polen B gegen Rußland B. Das Stadion in Kattowitz war mit 60 000 Zuschauern gut zur Hälfte gefüllt. Beide Mannschaften liefen auf ausgelegten Teppichen zum Kampfplatz. Die Nationalhymnen erklangen, Wimpel wurden ausgetauscht. Die russische Mannschaft wurde von einem heimischen Sportfunktionär begrüßt. Dann ergriff der Betreuer der Mannschaft der UdSSR das Wort. Er begann „Liebe Freunde“. Weiter kam er allerdings vorerst nicht, denn ein in den Ohren gellendes Hohngelächter fast aller polnischen Zuschauer unterbrach ihn minutenlang und quitierte diese unerwünschte Freundschaftsbekundung mit unerwarteter Opposition.

Ein junger Kommunist sah das Problem der Westgrenze so: Dies Gebiet war zeitweise polnisch und es war deutsch. Das alles interessiert jetzt nicht. Nur eine ganz geringe Zeit seien die Polen Herr im eigenen Hause gewesen. Die andere Zeit hätten die Preußen, die Deutschen, die Russen oder die Österreicher das Regiment geführt. Seinen Grund habe dies in der zerrissenen Staatsgrenze gehabt, jetzt sei Polen von natürlichen Grenzen umgeben; die natürliche Grenze biete Polen jetzt die Chance unangefochten seinen eigenen Weg zu gehen.

Das Leben der „Intelligentia“ spielt sich, soweit außerhalb der Familie, in der Hauptsache in Clubs ab. Dort treffen sich Maler, Literaten, Zeitungsleute usw. zum abendlichen zwanglosen Beisammensein, mit oder ohne Frau. Man spielt das nationale Gesellschaftsspiel Bridge, oder Billard, Ping Pong und diskutiert den neuesten Stadtklatsch. Übrigens ist man in diesen Clubs, ebenso wie in den meisten staatlichen Hotels 1. Klasse, den sogenannten ORBIS-Hotels, ausgezeichnet. Aber hauptsächlich Ausländer und ein recht geringer Teil der Bevölkerung, können sich diesen Luxus erlauben. — Selbst in diesen exklusiven Kreisen der polnischen Gesellschaft wird hin und wieder von Politik gesprochen. Der leidenschaftliche Wunsch nach weiteren Erleichterungen im Lande und besserem Kontakt mit dem Westen ist auch hier nicht zu überhören, obgleich diese Intelligenzkreise weit realistischer und mit betonter Zurückhaltung argumentieren.

Tatsächlich ist die ausweglos erscheinende Lage Polens der eigentliche Grund für die auffällige Mutlosigkeit der Menschen. Ein freiheitsliebendes Volk mit wiederentdecktem Nationalbewußtsein, eingekeilt zwischen den russischen Koloß und die „Deutsche Demokratische Republik“, dem getreuesten Trabanten des Kreml, muß zwangsläufig in permanenten Ängsten leben. Zuweilen erscheint es unfassbar, daß Rußland bisher noch nicht zugeschlagen hat. So gesehen erscheint die katastrophale Wirtschaftslage nicht etwa als Schuld oder gar Unvermögen des polnischen Volkes oder des Arbeiters. Man darf nicht vergessen, daß Polen, ebenso wie die DDR von der östlichen Siegermacht ausgebeutet wurde, daß auch Polen Reparationen zu zahlen hatte, daß Eisenbahnlinien zum großen Teil heute eingeleigert sind, und daß Polen verweigert wurde, die Marshallplanhilfe anzunehmen.

Das heutige polnische Volk ist anders als wir vermutet haben. Es leidet schwer unter Verhältnissen die wir in den ersten Nachkriegsjahren kennengelernt haben. Wie es sich in seiner prekären Lage behauptet, verlangt Bewunderung. Das polnische Problem ist nur im Zusammenhang mit der Wiedervereinigung zu lösen. Die Auswirkungen der Wiedervereinigung auf die polnische innere Lage wären gar nicht abzusehen. Ob sich dann noch Gomulka mit seinem partiell ent-ideologisierten Kommunismus überhaupt noch behaupten könnte, ist die Frage. Der maßgebende Einfluß der Sowjetunion würde schlagartig an der polnischen Ostgrenze aufhören. Die westlichen Kräfte in Polen, die Gomulka lediglich als das kleinere Übel tolerieren, würden einen gewaltigen Auftrieb erhalten. Selbst der dann sich verschärfende Gegensatz zum wiedervereinigten Deutschland, hervorgerufen durch das unglückliche Oder-Neiße-Problem, könnte die polnische Bevölkerung nicht abhalten, die Vorzüge westlicher Zivilisation und mitteleuropäischen Lebensstandards für sich zu beanspruchen und sie auch genießen. Der polnische Staat, schwach als Wirtschaftsmacht, und ständig von Weltanschauungskämpfen bedroht, würde in die schwerste Krise seiner Geschichte geraten. Kann eine solche mögliche Entwicklung unseren Interessen entsprechen? Ich glaube es nicht! Wenn wir an einer evolutionären Umformung der Verhältnisse in Osteuropa interessiert sind, können wir die für Polen lebensnotwendige wirtschaftliche Hilfe nicht den Chruschtschew und Ulbrichts überlassen. Warum helfen nicht wir, da wir uns mit einem finanziellen Risiko einen politischen Erfolg erkaufen können.



Der graue Alltag.

foto WAGNER wenn es auf Qualität ankommt

BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657

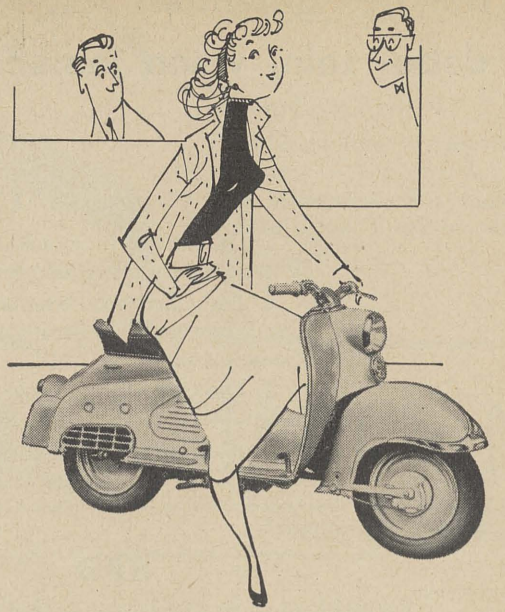
C. SCHAPER

KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL

FRANKFURT A. M.

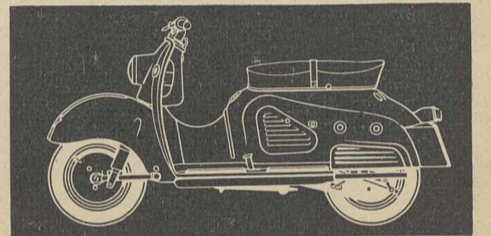
JORDANSTRASSE 33 · FERNRUF 77 44 85

Brief aus Hamburg



Damit kann man sich sehen lassen

Dem ästhetischen Gefühl des Menschen von heute, seiner Freude an klaren Formen und schönen Farben, entspricht die Bella 203 in wirklicher Harmonie. Mit diesem Motorroller von ZUNDAPP können Sie sich tatsächlich überall sehen lassen, er hat gute Manieren! Seine Formschönheit und Eleganz zeigen außerdem anderen, daß Sie mit gutem Geschmack zu wählen verstehen.



Bella 150 ccm 7 PS, Bella 200 ccm 10 PS

Starke und wirtschaftliche Zündapp-Zweitaktmotore in bekannt gutem Fahrwerk, unter vorbildlicher Karosserie. Schon ab DM 375,- Anzahlung.

ZUNDAPP-WERKE G.M.B.H. NURNBERG - MUNCHEN - WERK NURNBERG

sein Theater am Besenbinderhof, dessen findige Direktion für Gastspiele großer Schauspieler in interessanten Stücken sorgt. Auch Konzerte und Kunstausstellungen gibt es viele und wirklich bemerkenswerte. Daß beide Räumlichkeiten, Musikhalle und Kunsthalle keineswegs mehr modernen Ansprüchen genügen, bleibt unwidersprochen. Aber das war doch schon immer so, dann mag es auch dabei bleiben.

Geblichen sind auch die kleinen Pinten an den Ecken der Altstadtstraßen. Einige weißgeschuerte Tische, Stühle und Theke sind die Umgebung, in der des Abends blaubezügte Männer bei Lütt un Lütt ihren Klöhnschnack halten; nur Zurückhaltung ist es, nicht Unhöflichkeit, wenn sie lediglich kurz aufblicken, wenn man zu ihnen tritt, und sich dann gleich wieder Moddern zuwenden, die ein wenig strickend unter der Lampe sitzt. Es kann sein, daß am Nebentisch eben zwei Mädchen damit beschäftigt sind, sich für die Nachtjagd fertig zu machen — man kümmert sich nicht um sie. Die Kunst, sich mit großem Geschrei um nichts zu streiten, ist unbekannt hierzulande. Also läßt man jeden nach seiner Façon selig werden.

Meist sind es kleine alltägliche Sorgen, die man sich gegenseitig berichtet, Geschichten von der Werft, von neuen Schiffen, die eingelaufen sind, vom neuen Radio. Alle mit großem Pomp in den letzten Wochen von den vier Parteien abgehaltenen Parteitage, Kongresse und Versammlungen sind spurlos an Hamburg und dem Großteil seiner Bewohner vorübergegangen. Man weiß doch ohnehin, was man wählen wird.

Schnellgaststätten, Fischbratküchen, Matrosenkneipen, Amüsierlokale und Würstchenbuden, Tanzbars und Elbstrandrestaurants sind eine Welt für sich. Dazu gehört der Hafen mit seinen Kais, Werften, Lagerhäusern, Fleets, Seemannsmissionen, geschlossenen Straßen, Jungfernstieg, Mückebergstraße, Dammtor-damm mit Geschäftshäusern, Theatern, Verwaltungen und Hotels eine andere. Die großen gepflegten Parks, oft mitten im Häusermeer, oft am Rande des Elbstromes führen ihr Eigenleben, genauso, wie die immer grauen Industrieviertel, Industriebahnhöfe und Versorgungsbetriebe um Altona. Auch der Fischmarkt, auch die Nolde-Gedächtnisausstellung, Volksfeste auf dem Heilig-Geist-Feld und Empfänge des Senats im Kaisersaal des Rathauses. Alles aber ist verbunden durch gerechte, zielstrebige Geistesart, arbeitsamen und aufgeschlossenen Sinn, tolerante, immer mäßige Natur.

Wenn beim Spaziergang an der Elbe unterhalb der Villenhäuser das Geräusch der Grillen aus den Parks ertönt, hell erleuchtete Schiffe hafenwärts ziehen und vom anderen Ufer das dumpfe Dröhnen der Niethämmer einer Werft ans Ohr dringt, die Fackeln der Ölraffinerien übers Wasser leuchten, dann ist die zauberische Atmosphäre Hamburgs gegenwärtig, die den Besucher in ihren sympatischen Bann schlägt. Heiko Körner

wie spitze Nadeln in den großen Himmel stechen, sich schärfer zeichnen. Dann wird es Zeit, anzulegen und einen kleinen Rundgang durch die Gastronomie zu beginnen. Eine Stadt kann man mit Gewißheit nach dem Wesen ihrer organisierten Gastlichkeit einschätzen. Gleich am Jungfernstieg, der die Binnenalster gegen die Stadt hin abschließt, liegt fast über das Wasser gebaut das berühmteste Café der Stadt, der „Alsterpavillon“. Ausnahmsweise mit Terrassen versehen — wie gesagt: man liebt es hier nicht, sich unter freiem Himmel aufzuhalten — ist es durchaus vergnüglich, sich zu einer Tasse Kaffee oder einem kleinen Eis unter den blauen Sonnenschirmen niederzulassen und sich den abendlichen Verkehr anzuschauen. Eine unabsehbare Menge von Fahrzeugen schiebt sich vorbei, Fußgänger flanieren hinüber und herüber. Nicht hastig ist die Bewegung, kein nervöses Hornzeichen, Bremsquietschen und Schimpfen. Denn Eile gibt es offenbar nicht. Stetig, ständig ausgewogen und geduldig zu sein gehört mit zu den ungeschriebenen Gesetzen — auch des Verhaltens auf der Straße, oder besser gesagt: des Allgemeinverhaltens überhaupt. Man verweile nur einige Minuten auf dem Hauptbahnhof zu einer der Hauptverkehrszeiten: Kaum jemand, der sich beeilt, niemand, der versucht, sich durch übermäßiges Drängen und Schieben noch Zugang zu einem der haltenden Züge zu verschaffen. Sollte dennoch jemand den Bahnsteig entlang hasten, so kann man gewiß sein, daß es sich um einen Fremden handelt. Der echte Sohn der Stadt hingegen hat für solche ungemessene Haltung nur ein Lächeln übrig. Auch der Kellner, der den Arm voller Köstlichkeiten durch das Labyrinth der Tische schwebt, tut dies nie auch nur eine Idee zu flink. Man mag da im „Alsterpavillon“ oder in einer der „K-B“-Schnellgaststätten sitzen. Das Publikum, Eingeborene und Ausländer, vor allem Skandinavier, ist elegant hier am Jungfernstieg. Es ist die ganz besondere Art, die die Hamburgerin auszeichnet. Meist von relativ kräftiger Gestalt, intelligenten und sicheren Auftretens, so spazieren sie den Bürgersteig entlang, sitzen an den Kaffeehaustischen. Besonders auffallend ist die verhältnismäßig große Zahl jener Kategorie, die man „Teenager“ zu nennen pflegt. Deren Hauptsammelpunkt ist aber einige hundert Meter Wegs weiter abgelegen. Vis à vis von der neu erbauten Oper, die völlig unvoreilhaft aus Gründen, die wohl nur der Liebhaber hansischer Tradition zu schätzen weiß, zwischen Backsteinhäuser aus den Dreißigerjahren eingezwängt liegt (auch verkehrstechnisch trotz des besonders erbauten Parkhauses ein unmögliches Problem), befindet sich Hamburgs einziges Espresso-Café. Hier lehnt man an der Bar, hockt an kleinen Tischchen und trinkt Capucino. Weiße farbige Röcke oder blue-jeans sind die Abzeichen; Bubikopf, Pferdeschwanz oder sie sich wieder steigender Beliebtheit erfreuenden Zöpfe das Pendant zu den Windstoßfrisuren ihrer Begleiter, die ganz im Gegensatz zum oft gewollten saloppen Stil ihrer Freundinnen meist in tadellosen einreihigen Complots gedeckter Farbe erscheinen. Im Hintergrund des kleinen Raumes sitzen einige Gruppen dunkler Männer, Levantiner offenbar, die — man weiß das nicht so recht — entweder nur als romantische Kulisse dienen, oder aber wirklich schwarze Zigaretten aus dem Freihafen zu ihren Empfängern befördern. Welch einzige Reminiszenz jugendlichen Gefühls in einer Welt, die besonders den jungen Leuten ohne allen geheimnisvollen Zauber zu sein scheint! — Nur einige Straßen weiter, schon innerhalb der Reste der Altstadt liegend, trifft man die andere Kategorie der „Teenager“: Ein schmales Handtuch im Lokal, verlotterte Bierbar am einen Ende, zu späteren Stunden eine sehr laute „band“ am anderen. In der Mitte junge Mädchen und Männer, im Typ schon fast zur Gruppe der Halbstarke zählend. Größere Farben, aufdringliche Extravaganzen, lautere Musik, heißere Tänze. Die Luft ist dick und geschwängert von Alkoholdunst und Zigarettenqualm. Oft, und vor allem, wenn aus den Nebenstraßen gewisse Mädchen auftauchen, die man gewiß als „Tanzdamen“ ansprechen kann, ein kleiner Wegweiser zur Reeperbahn: Das ist die Welt der Büroangestellten, deren Eltern irgendwo in den engen Vierteln zwischen Altona und der Innenstadt wohnen mögen, auch die Welt der jungen Fahrer und Gehilfen.

Die andere Welt hingegen trifft sich vor der Oper, wo schon allein die Gesprächsthemen Tennis, Regatta, Theater, auf die Wohngegend der Elbbufervororte hinweisen. — Gleich benachbart findet man den dritten Typ Kaffeehaus. Wohl der ursprünglichste. Dunkel, mit schwerem Holz und Messing ausgestattet, erfordert es fast schon eine Staatsaktion, um einzutreten. Hier trifft sich wirklich das für die Stadt repräsentativ sein wollende Publikum. Nie würde man der Flickenschild im „Alsterpavillon“ begegnen — hier kann man die Prominenz mit Händen fassen. Der bedeutendere Teil der Besucher aber wird gebildet durch jenes mittlere Patriziat — ältere Kaufleute, Angestellte höheren Ranges, Beamte, die nach dem Opernbesuch noch kurz ihre Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit dem soeben gehörten besprechen. Das Abonnementspublikum hat seine besondere Note: Ein wenig verblieben in der Erscheinung — durch die Umstände der Zeit — bevorzugt man Verdi, Rossini, Mozart und wenn's besonders feierlich sein soll, Wagner. Hamburgischer Konservatismus? Bürgerliche Liebe zum Althergebrachten? Man wird die Motive schwerlich scheiden können. Aber eines mag gewiß kennzeichnend sein daran: So sehr die geschäftliche Sphäre Wagemut und Sinn für neue Entwicklungen verlangt und hier in dieser Weltaufgeschlossenheit auch findet, so sehr lebt man in kulturellen Dingen, ja in allem, was die Gestaltung der eigenen Lebenssphäre angeht, leicht nach rückwärts gewandt. Nicht allein, daß man seinen Stolz darin setzt, seit vielen, vielen Generationen das Bürgerrecht dieser ersten Republik auf deutschem Boden zu besitzen, daß man ängstlich darüber wacht, daß nur ein Mindestmaß fremder Einflüsse in das engste Familienleben eindringt, man ist darüber hinaus allem neuen gegenüber äußerst mißtrauisch. So also bestimmt sich der Spielplan der Staatsoper nach dem Geschmack der grauhaarigen durchaus honorigen Damen und Herrn. Modernes Ballet, moderne Oper sind selten zu finden. Da mögen Köln oder Stuttgart die Palme behalten. Überdies hat man ja seinen Gründgens am Schauspielhaus, der mit seiner Faust-Inszenierung weit über die Grenzen der Stadt hinaus begeisterten Widerhall gefunden hat, hat man

Mit einigen Zeilen allgemeingültiges über eine Großstadt auszusagen, die sich keineswegs so allgemeiner Bekanntheit erfreut, wie etwa Berlin oder Paris, zu denen alle Wege des modernen und auch studentischen Sozialtourismus führen, ist kein ganz leichtes Unterfangen. Der Film, der neben organisierten Stippvisiten für Landschaften aller Breitengrade heute Klischees zum Volksgebrauch herstellt, hat sich sehr einseitig um Hamburg bemüht: „In Hamburg sind die Nächte lang ...“, „Große Freiheit Nummer 7“, Reeperbahn, Hippodrom und Stundenhotels. Nichts mehr als das bleibt im Ortsgedächtnis des Zeitgenossen haften, der nicht ansteht, wenn er erfährt, daß man in Hamburg weile, sofort Erkundigungen einzuziehen, ob das mit der Reeperbahn denn auch wirklich seine Richtigkeit habe — so, natürlich, wie er's im Kintopp geschaut hat. Hier bleibt nur übrig, auf einen anderen Film zu verweisen, „Liäne, das Mädchen aus dem Urwald“ meinetwegen, wo das vornehmere Hamburg abkonterfeit wurde mit Alster, Jungfernstieg, Rathausmarkt und Elbchaussee, oder aber — für gehobeneren Ansprüche — „Zwischen Zeit und Ewigkeit“, für dessen Eingangsszenen die Hamburgische Universität als Kulisse dienen mußte. Erst so gelingt es oft, verständlich zu machen, daß es in Hamburg wirklich möglich ist, auch zu studieren; daß also ein Hamburger Sommersemester nicht allein nur den eigenartigen Genüssen jener Gegend zwischen St. Pauli und Altona geweiht sein kann.

Natürlich ist ein Sommersemester in Hamburg immer ein Wagnis, dessen Ausgang hauptsächlich vom Wetter bestimmt wird. Monatelang, Tag für Tag kann es regnen in dieser Stadt. Wenn die Tage dann grau sind vom immer feuchten Dunst, der von Elbe und Alster, vom Hafen und den Fleets aufsteigt und Straßen und Häuser einhüllt, wenn die Regenschirme, schwarz oder farbig, je nach dem Geschlecht ihres Besitzers, Gehwege und Garderoben füllen, dann ist für jene gute Zeit, die die auch für die Hamburger Universität chronische Raumnot demonstrieren wollen. Hörsäle und Seminare sind überfüllt, die in ihrem Bestand ohnehin recht schwache Universitätsbibliothek ist völlig von Büchern entblößt, Mensa und Repetitorräume quellen über vor wissensdurstigen Studenten. — Bricht aber einer jener strahlenden Monate über die Küste herein, die die Großstadt zu einem siedenden Kessel machen, über der die heiße Luft flimmernd steht und die jedes Verweilen im geschlossenen Raum zur Tortur machen, dem Studenten mehr Transpiration denn Inspiration entlockend, selbst dem härtesten Professor manchen Seufzer abringen, dann allerdings hat die Wissenschaft meist das traurige Los zu tragen, als Mauerblümchen an den Ecken der Universität stehen zu bleiben. Treibt es ihren Jünger vielleicht noch aus Pflichtgefühl unter der Überwindung bis ins Dach gefüllter, stickiger Straßenbahn- oder Stadtbahnzüge zur Stadtmitte, wo der Universitätsbezirk westlich der Außenalster zwischen Grünflächen, Stadtbahn und großbürgerlichen Wohnhäusern liegt, beherrscht von der grünen Kuppel des vor vierzig Jahren in einer seltsamen Mischung von barocken, wilhelminischen und Jugendstilbauelementen etwas unpraktisch errichteten Hauptgebäudes, so erlahmt sein Elan spätestens im Universitätsgarten. Hier, und nur hier fällt der Charakter Hamburgs als Universitätsstadt ins Auge. Dann nämlich, wenn die die Universität umgebenden Wiesen von Scharen abgekämpfter, sich sonnender Studenten bevölkert sind. Verläßt man den Stadtteil, so gibt es nur wenige Anlässe, etwa die Verleihung des hansischen Goethe-Preises, die davon zeugen, daß die Hafenstadt auch ein Zentrum der Forschung und Lehre ist.

Abwartend, ausgleichend, ruhig und leidenschaftslos, aber jede Chance im richtigen Augenblick wahrnehmend, so arbeitet man an der Universität. Ist es da verwunderlich, daß selbst der Rücktritt des AstA wegen personeller Unstimmigkeiten, daß selbst die Berufung des Professors v. Weizsäcker als Ordinarius der Philosophie kein größeres Echo hervorrief, als daß man die Vorgänge stillschweigend zur Kenntnis nahm.

Um die Stadt und ihre Bewohner kennenzulernen ist es gut, sich jenen anzuschließen, die in diesen schönen Tagen das Universitätsgebäude nur noch vom Vorbeifahren kennen, wenn man sich zur Alster begibt, um dort beim Wassersport ein wenig Kühlung zu suchen. Der See, den die Alster im Herzen Hamburgs bildet, ist umsäumt von grünen Ufern, diese wiederum dicht bevölkert mit den Menschen, die die umliegenden Bürohäuser zur Mittagspause oder zum Geschäftsschluß entlassen haben. Unabsehbar ist die Fülle jener, die sich am Anblick der schnellen Segelboote, die das graue Wasser durchfurchen, der weißen Alsterdampferchen, die mit behäbiger Gleichmäßigkeit dahinziehen, erfreuen, die immer wieder die vertraute Silhouette der Altstadt mit der Fünffzahl ihrer Türme betrachten. Kinder, die dem auch hier modischen Federballspiel huldigen; junge Leute, Liebespaare, die sich der Sonne aussetzen, volkstümliche Groschenromane lesen und diskutieren oder weltabgewandt sich des Partners erfreuen, und die große Zahl der älteren, die auf einer Bank ein beschauliches Stündchen verbringen, ehe sie sich zum Schrebergarten oder zum häuslichen Herd zurückziehen.

Der echte Hamburger lebt nicht gern im Freien. Seine vier Wände sind sein Königreich, über das er uneingeschränkte Souveränität fordert. Parks und Straßen mögen den Spaziergängen dienen, mögen den jungen Leuten vorbehalten bleiben, die oft von weither kommend durch kein Herkommen gebunden sind. Repräsentativ ist der Querschnitt, der dem Beobachter am Alsterufer geboten wird, nicht. Jedenfalls nicht dann, wenn man Hamburg sucht. Denn die Masse der Sonnenanbeter in bunten Kleidungsstücken mit durch die Vielzahl vorgegebenen Verhaltensweisen kann man ebensogut in jeder anderen Stadt finden. In Berlin im Tiergarten, in Frankfurt am Mainufer, in München am Isarkanal. Und insofern ist Hamburg natürlich eine moderne Großstadt, die den durchschnittlichen Menschen nach dem gleichen Muster prägt, wie es jede Zusammenballung von Verwaltungs- und Produktionsstätten tut.

Am wertvollsten ist es, man besteigt ein Segelboot und wartet an seinem Bord bis sich der fahlblaue Himmel über der Stadt gelblich verfärbt, die Konturen der prächtigen Fassade, die die Stadt zur Alster hin bietet — Grandhotels, Großverwaltungen, Banken und Kaufhäuser — und der Türme, die dahinter



Mit der Kraftpost in den Urlaub

Bei der gelehrten Auseinandersetzung hingegen sollte nichts Unerhörtes oder Gewagtes dabei sein, wenn jemand einmal etwas Neues zur Sprache brächte. (ERASMUS VON ROTTERDAM)

D
I
F
F
E
R
E
N
Z
I
E
R
U
N
G
E
N

CDU

1. Die Christlich-Demokratische Union will die Einheit des Vaterlandes, die Freiheit der Völker, den Frieden der Welt.
 2. Die Christlich-Demokratische Union will die Freiheit des Bürgers, die Wahrung seiner Rechte, die Stärkung des Gemeinwesens.
 3. Die Christlich-Demokratische Union will Eigentum für jeden, Wohlstand für alle, Beständigkeit des Erreichten.
- (Aufruf an alle Deutschen, beschlossen beim 7. Parteitag der CDU — Hamburger Manifest)

SPD

Deutschland ist in gesicherter Freiheit wieder zu vereinigen. Die künftige Bundesregierung hat eine neue Politik zu betreiben, die zur Entspannung der internationalen Gegensätze und zur Verständigung beiträgt, um endlich den Frieden in der Welt zu verwirklichen.

Die Sozialdemokratie bekennt sich zu den Werten unseres geistigen, religiösen und kulturellen Erbes. Die Würde des Menschen, die Freiheit seines Gewissens und die Freiheit des Geistes sind Leitbild sozialdemokratischer Politik. Freiheit und soziale Gerechtigkeit bedingen einander. Sie sind die Grundlagen unserer Demokratie.

Wir Sozialdemokraten fordern eine freie wirtschaftliche Entwicklung, freien Wettbewerb und ein dem Gemeinwohl verpflichtetes privates Eigentum. Kartelle, Monopole und marktbeherrschende Unternehmensgruppen sind daran zu hindern, ihre Vormacht zum Nachteil schwächerer Gruppen zu mißbrauchen.

(Leitgedanken der SPD, herausgegeben vom Vorstand der SPD, Bonn)

FDP

Die friedliche Wiedervereinigung mit Mitteldeutschland und den ostdeutschen Gebieten in einem Deutschen Reich mit freiheitlicher Ordnung ist unser oberstes Ziel. Alle innen- und außenpolitischen Anstrengungen müssen in erster Linie der Erreichung dieses Zieles dienen.

Die FDP bekennt sich zum freiheitlichen Rechtsstaat. Jeder Bürger ist für diesen Staat verantwortlich. Der Staat soll sich auf die notwendigen Regierungs- und Verwaltungsaufgaben beschränken; seine Grundlage ist eine lebendige Selbstverwaltung.

Jeder soll aus eigener Kraft Eigentum bilden. Das gilt auch für den Bau von Wohnungen. Deshalb wird die FDP die dem Gesamtwohl dienende freie Marktwirtschaft unbeirrt weiterentwickeln. Sie wird sich für die Erhaltung des Mittelstandes und die Neubildung selbständiger Existenzen einsetzen. Die FDP wird alles tun, um die Kaufkraft der Währung zu erhalten, die Arbeitsplätze zu sichern und die Privatinitiative zu fördern.

(Thesen aus dem Berliner Programm der FDP, beschlossen durch den 8. ordentlichen Parteitag)

Wir sorgen dafür, daß die SPD niemals an die Macht kommt. Wir sind dazu zutiefst entschlossen, weil wir glauben, daß mit einem Sieg dieser Partei der Untergang Deutschlands verknüpft ist. (Adenauer)

*Komm, Muse, wandere aus von Hellas und Ionien,
Streich sie bitte aus,
Die unendlich überzahlten Rechenschaftsberichte
Von Troja, dem Zorn des Achill, Fahrten des Äneas und des
Odysseus,
Häng auf den Felsen deines schneeigen Parnasses Plakate
aus:
„Weggezogen“ und „zu vermieten“;
Wiederhols in Jerusalem, schlag sie hoch an am Tore Jaffas
und am Berg Moriah,
Auch an den Wäll'n deiner deutschen, französischen, spani-
schen Schlösser und in italienischen Sammlungen;
Denn wisse, eine bessere, frischere, mehr tätige Umwelt,
Ein weites, noch unversuchtes Herrschaftsgebiet wartet
deiner,
Verlangt nach dir.*

(Walt Whitman)

Je stärker die SPD aus den Wahlen hervorgeht, um so größer ist die Sicherheit für den Frieden und die äußere und die innere Freiheit.

(Ollenhauer)

*Vom Parlament — das ist keineswegs Schaumschlägerei,
hat Methode wie Sanskrit oder Kernphysik,
enormes Labor: Referenten, Nachrichtendienst, Empirie,
auch Charakter muß man durchfühlen,
im Ernst: Charakter haben die Hochgekommenen ganz
bestimmt,
nicht etwa wegen etwaiger Prozesse,
sondern es ist ihr moralischer Sex-Appeal —
allerdings: Was ist der Staat?*

(Gottfried Benn)

Wir haben uns nicht freigekämpft von „schwarz“, um uns schnurstracks in das rote Revier zu begeben. (Maier)

Zwei Arten von Konflikt sind in jeder Kultur latent vorhanden, nämlich der zwischen Individuum und Gesellschaft und der zwischen Gruppen innerhalb der Gesellschaft.

(Stuart Chase)

D
I
F
F
E
R
E
N
Z
E
N



In der Partnerschaft werfe ich mein Alles hin, ohne zu wissen, was morgen sein wird.

(Rosenstock-Huessy)

Wir sind stolz, weil wir zu einer bestimmten Gemeinschaft gehören, die einen Teil ihres Glanzes auf uns wirft.

(Gabriel Marcel)